SARA HOLZER

Die Zahl, die mir das Leben rettete

LEBEN IM SCHATTEN DER SCHOA





Die Zahl, die mir das Leben rettete

Zur Erinnerung an meine Eltern Golda
und Abraham Landsberg, seligen Angedenkens,
ermordet in Auschwitz-Birkenau.

Zur Erinnerung an meinen Bruder Jakob Landsberg,
seligen Angedenkens, ermordet offenbar in Cosel.

SARA HOLZER

Die Zahl, die mir das Leben rettete

LEBEN IM SCHATTEN DER SCHOA

Aus dem Hebräischen
von Helene Seidler.

Aus dem Hebräischen von Helene Seidler

Herstellung: BoD – Books on Demand, Norderstedt
Umschlaggestaltung und Satz: Creativ GmbH, Kiel

Inhalt

Vorwort *6*

Kindheitsjahre *11*

Vertreibung aus Deutschland *25*

Am Vorabend der Schoa in Bedzin *34*

Deutschland fällt in Polen ein *50*

Destination Auschwitz-Birkenau *68*

Bergen-Belsen *119*

Die Qualen der Befreiung *125*

Unterwegs nach Erez Israel *140*

Leben in Erez Israel *148*

Anhang *172*

Brief „Warum kommst du nicht mit uns?“ *185*

Vorwort

Ich heiße Sara Holzer (geb. Landsberg). Sara ist der Name, den ich seit meiner Geburt mit Stolz trage. Meine Eltern, Golda Landsberg (geb. Berg) und Abraham Landsberg, seligen Angedenkens, haben mir diesen Namen gegeben. Beide wurden am 9.8.1943 in Auschwitz-Birkenau ermordet. Als Tochter meiner Eltern, als Mutter meiner Kinder, als Großmutter meiner Enkel und als Urgroßmutter meiner Urenkelkinder trage ich diesen Namen mit Stolz. Niemals habe ich mich mit meiner Mutter über diesen Namen unterhalten. Warum meine Eltern ausgerechnet diesen Namen für mich auswählten, weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass es der Name einer unserer Erzmütter ist. Die Frau unseres Erzvaters Abraham hieß Sara.

Eine Mutter zu sein, ist niemals einfach. Doch während der Schoa eine Mutter zu sein, das war noch sieben Mal schwerer. Die Aufgaben, die eine Mutter in jener Zeit zu bewältigen hatte, waren unglaublich hart. Sie war die zentrale Figur, die Achse, um die sich alles drehte. Sie gehörte nicht nur sich selbst. Von ihr wurde erwartet, dass sie die Familie zusammenhielt, sich um die Kinder kümmerte und das Haus betreute. Sie verzichtete und gab alles ihren Kindern.

Ich war in jener Zeit keine Mutter, ich war ein junges Mädchen, und meine Mutter Golda war die Person, die ich am meisten bewunderte. Nicht selten blicke ich zurück und versuche zu ergründen, was meine Mutter mir vermittelt hat. Die Antwortet lautet ganz einfach: alles. Wenn ich vor einem Problem stehe, schießt mir meistens die Frage durch den Kopf: Was hätte Mutter in diesem Fall getan? Wie hätte sie dieses Problem bewältigt? Danach richtete ich mein Verhalten aus. Im Geist ist meine Mutter immer bei mir. Ich bin

stolz auf die guten Eigenschaften, die sie mir vererbt hat. Oft sage ich mir: Wenn Mutter noch am Leben wäre, hätte sie bestimmt ähnlich gehandelt.

Mutter achtete streng auf den Zusammenhalt der Familie. Sie besaß eine besondere, ihr eigene Lebensklugheit, mit der sie alle Hindernisse überwand. Nichts war für sie unmöglich – bis zu jenem bitteren Moment auf der Rampe in Birkenau, als Mengeles Zeigefinger ihr bedeutete: nach rechts! Ein Zeichen, das ihr Schicksal besiegelte. Ein Zeichen, das in meinem Körper, meinem Blut, meiner Seele bis heute schreit. Die Mutter, die meine Geschwister und mich, die unsere Familie behütete, stand in diesem entscheidenden Moment ohne Retter oder Beschützer da. Es war niemand zugegen, der sie aus den Klauen Mengeles hätte befreien können. Ich war bereit, alles für sie zu tun, doch was würde ein hungriges, geschwächtes Mädchen, das sich vor der Personifikation des blutrünstigen Nazimonsters aufbaute, schon ausrichten? Wen hätte ein einzelnes Mädchen damals retten können?

Mutter beging einen Fehler, einen einzigen: Sie drückte ihre kleine, auf der Rampe allein zurückgebliebene Nichte Sala, die Tochter ihrer Schwester Gananda, an sich. Meine Mutter war eine wunderbare Frau, die uneigennützig und im Stillen gab. Nächstenliebe und Sorge für die Menschen in ihrer Umgebung waren ihr das Wichtigste. Hätte sie in jenem Augenblick ihre hilflose Nichte den weiß behandschuhten Händen Mengeles überlassen können? Von weitem, von dort, wo ich stand, sah ich, wie Mutters Augen die Rampe verzweifelt und vergeblich nach ihrer Schwester absuchten. Dann zog sie Sala an sich und nahm sie in die Arme. Gemeinsam mit dem Kind wandte sie sich nach rechts, dorthin, wo es keinen Ausweg gab, wo die Schornsteine von Birkenau ihren Rauch ausstießen.

Sicher beobachtet sie vom Himmel aus, wie es der Familie erging und ergeht. Hat gesehen, wie die Schoa ihren Mann

Abraham und ihren Sohn Jakob verschlang, hat die Qualen gespürt, denen mein Bruder Moritz und ich in den Konzentrations- und Todeslagern ausgesetzt waren. Sie wird sich gefreut haben, dass es ihr gelungen war, ihre älteste Tochter zu retten, indem sie ihr die Einwanderung nach Palästina ermöglichte. Und sie wird nicht ohne Stolz beobachtet haben, dass ihre Erziehung und die Werte, die sie an mich, ihre Tochter Sara, weitergab, mir nicht selten halfen, Hindernisse, die sich vor mir auftürmten, zu bewältigen. Ich habe die Schoa überlebt, bin nach Palästina eingewandert und habe durch die Gründung einer Familie die Nazis letztendlich besiegt. Das ist für mich die beste Rache an den Deutschen, die mir meine bewunderte Mutter nahmen.

Ich bin stolz auf meinen inzwischen leider verstorbenen Mann Markus, auf meine Töchter Nurith und Meira, auf meinen Sohn Yigal und auf die Lebenspartner, die sie gewählt haben. Ich bin stolz auf meine Enkelkinder Assaf und Gil, Moran, Oren, Tomer und Rotem, Idan, Janiv und Nadav. Besonderen Stolz empfinde ich darüber, dass ich mit Urenkeln gesegnet bin: Jehoschua (Joschi), Jakob (Jackie), die Kinder meines Enkels Assaf; Lior und Liad, die Kinder meines Enkels Tomer; Schachar, die Tochter meines Enkels Gil.

Das vorliegende Buch erzählt nicht nur meine persönliche Geschichte, es erzählt die Geschichte meiner Familie, einer Familie von vielen, deren Leben die Schoa zerstört hat. Ich gehörte einer glücklichen Familie an, bis die Deutschen uns aus dem Schlaf rissen und meine Welt über Nacht zusammenbrach. Die Schoa des jüdischen Volkes war auch die Schoa meiner Familie. Ich trage in mir eine unheilbare Wunde.

Sara, so heiße ich. Der Name hat mich ein Leben lang begleitet. Die einzigen, die je versuchten, mir meinen Namen zu entreißen, waren die Deutschen. Damals, in Birkenau, als sie meine Eltern in die Gaskammern schickten und mich in

die „Sauna“, wo man mir die Haare abschnitt, mich auszog, duschte und meinen Körper desinfizierte, wollten sie dem hilflosen nackten Mädchen den Namen entreißen, den es achtzehn Jahre lang ehrfürchtig getragen hatte. Sie wollten mich zu einem Menschen ohne Identität machen, zu einer Nummer. An die Polin, die mir die Nummer auf den Arm tätowierte, erinnere ich mich sehr gut. „Ab heute heißt du nicht mehr Sara“, sagte sie, „du bist jetzt 52077.“ Doch ich bin trotz aller Qualen Sara geblieben. Ich habe die Hölle überlebt und mir meinen Namen zurückgeholt.

Oft bin ich gefragt worden: „Sara, wie hast du die Schoa überstanden, die Hölle in Birkenau, den Schmerz über die Ermordung deiner Familie?“ Das ist keine einfache Frage, und auch die Antwort ist nicht einfach. Vielleicht hat mich mein unbändiger Lebenswille gerettet, vielleicht der Wunsch, den Deutschen zu zeigen, dass sie uns niemals würden besiegen können. Vielleicht hat es auch mit der Nummer zu tun, die sie mir verpasst haben: 52077. Sie ist nicht nur der Haut an meinem linken Unterarm eintätowiert, sie steckt tief in meinem Körper, sie ist zu einem Teil meines Wesens geworden. Sie lässt sich nicht auslöschen, denn sie ist auch meiner Seele eingeritzt. Sie erinnert mich stets an das, was hinter mir liegt, und an das, wofür ich lebe. Zählt man die einzelnen Ziffern 5+2+0+7+7 zusammen, erhält man die Zahl einundzwanzig. In einem weithin bekannten Kartenspiel siegt der, der einundzwanzig Punkte erreicht. Meine Freundinnen im Lager glaubten, dass mein Leben aufgrund dieser Zahl gerettet werden würde.

Heute, da ich meine Erinnerungen zu Papier bringe, empfinde ich nicht nur, dass ich die Nazis besiegt habe, ich empfinde die Immensität dieses Sieges. Für ihn war ich bereit, alles zu tun. Mehr als einmal habe ich mein Leben riskiert, damit der Augenblick käme, in dem ich aufschreiben könnte, was mir geschehen ist. Ich bezweifele nicht mehr, dass mir in

Birkenau die Nummer des Lebens zugeteilt wurde. Ich habe gesiegt, ich habe das Leben gewonnen. Das Zeichen meines Sieges ist meine Familie.

Mit zitternden Händen, doch mit überzeugtem Herzen mache ich mich daran, meine Geschichte zu erzählen, um das Gebot: Erinnert euch und vergesst niemals! an meine Kinder, Enkel und die künftigen Generationen weiterzugeben.

Wir, die Schoa-Überlebenden, haben es nach dem Krieg möglichst vermieden, von dem zu sprechen, was wir erlitten hatten. Einerseits wollten wir unsere Kinder schonen, andererseits befürchteten wir, den Eindruck zu erwecken, wir hätten uns „wie die Herde zum Schlachthof" treiben lassen, ein Vergleich, der in Israel in jenen Jahren angestellt wurde. Erst als meine Enkelkinder fast erwachsen waren und mit ihren Schulklassen die vom Erziehungsministerium verordnete Reise nach Polen antraten, entschloss ich mich, ihnen einen kleinen Teil dessen, was meiner Familie und mir zugestoßen war, anzuvertrauen. Später weihte ich meine Kinder in bestimmte Erlebnisse ein. Hier nun erzähle ich zum ersten Mal die ganze Geschichte. Davor hatte ich sie nur meinem zukünftigen Mann Markus anvertraut, nachdem er um meine Hand gebeten hatte, denn ich wollte, dass er wüsste, wen er da heiraten würde: eine Frau, die Birkenau überlebt hatte, und das bedeutet, eine Frau, die durch die Hölle gegangen ist. Erst nachdem er alle meine Geschichten angehört hatte und mich in Kenntnis jener Geschehnisse dennoch heiraten wollte, gab ich ihm mein Jawort.

Von meinen Kindern begleitet, war ich bereit, in meine Heimatstadt Leipzig zurückzukehren, um ihnen zeigen, wo ich geboren war und wo ich meine Kindheitsjahre verbracht hatte. Nach Polen bin ich nicht gefahren und werde es auch niemals tun. Mir reichen die Erinnerungen, die mir von dort geblieben sind.

Kindheitsjahre

Ich bin am 17.1.1925 in der deutschen Stadt Leipzig als jüngstes Kind meiner Eltern geboren. Mein Vater Abraham Landsberg kam am 20.12.1892 im polnischen Städtchen Taumschow zur Welt, meine Mutter Golda Landsberg, geborene Berg, am 22.2.1889 in Chenschin, ebenfalls in Polen. Nach ihrer Hochzeit lebten meine Eltern in Lodz. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach und mein Vater zur polnischen Armee eingezogen werden sollte, emigrierte er nach Leipzig, von wo aus er seiner Familie in Lodz Besuche abstattete. Meine älteste Schwester Fanny wurde am 15.1.1916 in Lodz geboren. Als sie ein halbes Jahr alt war, zog Mutter mit ihr nach Leipzig. Meine beiden älteren Brüder wurden dann schon in Leipzig geboren: Moritz Landsberg am 22.10.1921 und Jakob Landsberg am 1.5.1923.

Ich habe meine Geburtsstadt Leipzig, in der ich fast alle meine Kindheits- und Jugendjahre verbrachte, sehr geliebt. Der Name der Stadt geht auf das altsorbische Wort Lipa zurück, das Linde bedeutete. Leipzig ist die größte Stadt Sachsens und nach Berlin die zweitgrößte Stadt Ostdeutschlands. Als wir 1938 vertrieben wurden, wohnten dort fast 750.000 Menschen, unter ihnen zahlreiche Juden, die ein sprühendes, vitales Leben führten.

Dank der vielen berühmten Söhne der Stadt galt Leipzig als Wiege der deutschen, ja, sogar der europäischen Kultur und Bildung. 1646 erblickte der Philosoph und Mathematiker Gotthold Wilhelm Leibniz dort das Licht der Welt; der Komponist Johann Sebastian Bach wirkte ab 1723 bis zu seinem Tod 1750 als Thomaskantor an St. Thomas-Kirche. Meine Eltern liebten die in dieser Kirche aufgeführten

Konzerte, und oft durfte ich sie dorthin begleiten. Andächtig lauschte ich der Musik andächtig. Besonders gefielen mir die Chorgesänge. Natürlich wurden dort in erster Linie Bachs Werke zu Gehör gebracht. Die 1409 gegründete Leipziger Universität zählt zu den ältesten und wichtigsten Deutschlands. Der Ruhm der Stadt erreichte seinen Höhepunkt im 19. Jahrhundert, als Mendelssohn-Bartholdy, Schumann und Wagner dort wirkten. Besonderer Beliebtheit erfreute sich das 1842 von Mendelssohn-Bartholdy gegründete Konservatorium.

Für mich als heranwachsendes Mädchen war Leipzig viel mehr als nur ein Wohnort. Ich erinnere mich an das große jüdische Krankenhaus, den internationalen Bahnhof, den beeindruckenden weitläufigen Tierpark, in den meine Eltern mich führten, und an die berühmte Bibliothek mit ihrem seltenen Schatz an Büchern. An den Straßen entlang zogen sich damals und ziehen sich bis heute hohe Lindenalleen. Leipzig ist auch wegen der schönen Denkmale berühmt, denen man auf Schritt und Tritt begegnet.

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges lebte der Schriftsteller und spätere Nobelpreisträger Schmuel Josef Agnon in Leipzig und schrieb hier seine berühmte Erzählung „Herrn Lublins Laden". Von ihm ist eine Art Liebeserklärung an die Stadt überliefert: „Leipzig gefällt mir außerordentlich." Er spazierte gern durch die engen gewundenen Gassen, durch die Passagen mit den kleinen Läden, die auf den im Zentrum gelegenen Platz führten, auf dem die berühmten Leipziger Messen stattfanden. Er bewunderte die historischen Bauten, besuchte die Buchläden und schlenderte manchmal auch über den alten Markt. Beim Lesen der Beschreibungen Agnons fiel mir wieder ein, wie gern auch ich mit meinen Freundinnen an jenen Orten spazieren gegangen war. Als ich Dutzende von Jahren, nachdem man mich aus ihr vertrieben hatte, in Begleitung meines Mannes und meiner Kinder in

die Stadt zurückkehrte, besichtigten wir diese Orte, und die Erinnerungen überfluteten mich.

Ich kehrte zweimal in diese schöne Stadt, aus der wir 1938 vertrieben wurden, zurück. Das erste Mal gegen meinen Willen. 1996 besuchten mein Mann und ich mit unserer Tochter Meira und unserem Schwiegersohn Uri die Tschechoslowakei. In der Nähe der deutsch-tschechischen Grenze wandte Uri sich an mich: „Sara, Leipzig liegt in unmittelbarer Nähe … sollten wir der Stadt nicht einen kurzen Besuch abstatten? Uns ansehen, wo ihr geboren seid, wo du deine Kindheit verbracht hast?“ Ich wollte nichts davon hören. „Mein Fuß wird nie wieder den Boden des Landes betreten, in dem man meine Familie während der Schoa misshandelt hat!“, erklärte ich vehement. Mein Mann, seligen Angedenkens, ebenfalls in Leipzig geboren und aufgewachsen, unterstützte den Vorschlag unseres Schwiegersohns und versuchte, mich umzustimmen. „Wenn du auch dein ehemaliges Wohnhaus nicht wiedersehen willst, so möchte ich doch meinen Kindern zeigen, wo ich geboren bin und gewohnt habe.“ Nun fühlte ich mich zwar etwas unbehaglich, doch ich beharrte auf meinem Standpunkt: „Nach Leipzig kehre ich nicht zurück, Punktum!“ Daraufhin herrschte Stille und wir setzten unseren Ausflug fort … bis ich mich plötzlich in Leipzig wiederfand. Sofort kehrten die Erinnerungen zurück. Wie konnte es geschehen, dass meine Beine mich plötzlich zurücktrugen an die Stätten meiner Kindheit, zu dem Haus, in dem wir gewohnt hatten, und an all die anderen zutiefst vertrauten Orte? An jenem Tag suchten wir auch das Geburtshaus meines Mannes auf und die Stätten, an denen er seine Kindheit verbracht hatte. Wie doch das Schicksalsrad sich dreht, schoss es mir durch den Kopf. Welch eine Verkettung von Zufällen: beide seid ihr in dieser Stadt geboren, beide in der gleichen Atmosphäre aufgewachsen und erzogen worden. Hier begann euer gemeinsames Schicksal sich zu formen, doch der Kreis schloss

sich erst nach der Schoa, als wir uns begegneten und überein kamen, unser Leben gemeinsam zu verbringen, diesmal allerdings in unserem eigenen Land.

Im Jahr 1997 feierte man in Leipzig das hundertjährige Bestehen der jüdischen Gemeinde. Zu diesem Ereignis wurden ehemalige jüdische Leipziger aus aller Welt mit ihren Familien eingeladen. Wie viele andere aus unserer zerstörten Gemeinde kehrte auch ich nach Leipzig zurück, diesmal umgeben von meiner ganzen Familie. Die 1952 in Görlitz geborene Autorin und Journalistin Sylvia Kabus begleitete uns und bekundete großes Interesse an meiner Geschichte. Auf ihre Bitte hin sprach ich mit Schülern eines Leipziger Gymnasiums und erzählte zum ersten Mal in meinem Leben ausführlich, was mir während der Schoa widerfahren war. Ich wollte, dass diese jungen Deutschen erfuhren, was ihre Landsleute uns damals angetan hatten. Ich möchte erwähnen, dass die Schüler des Gymnasiums mir gebannt lauschten, mir mit Ehrfurcht entgegentraten, Interesse an Einzelheiten zeigten und Fragen stellten. Sie vermittelten mir das Gefühl der Betroffenheit angesichts meines Schicksals. Von einer ehemaligen Leipzigerin in deutscher Sprache von den Verbrechen der Deutschen an den Juden zu hören, verursachte ihnen großes Unbehagen.

Sylvia Kabus bat darum, meine Geschichte aufzeichnen zu dürfen. Ich erklärte mich einverstanden und breitete im Verlauf etlicher Stunden vor ihr aus, was ich während der Schoa erlitten hatte. Im Anschluss daran unternahm ich mit meiner Familie einen Rundgang durch die Stadt. Zwei Jahre nach dem Besuch in Leipzig schickte Frau Kabus mir ihre Aufzeichnungen, die natürlich in deutscher Sprache gehalten sind. (Ich habe mich entschlossen, diesem Buch den Brief von Sylvia Kabus und ihren Text als Anhang hinzuzufügen.)

Die Begegnung mit den Gymnasiasten hat mich auch im Nachhinein noch sehr bewegt. Ich unterhielt mich mit mei-

nen Kindern darüber und kam zu dem Schluss: Gut, dass wir dort waren, und gut, dass ich meine Geschichte vor deutschen Jugendlichen erzählt habe. Jetzt, wo ich darüber schreibe, kommt die Erinnerung haarscharf zurück. In einer großen Halle sitzen etliche Schülergruppen mit ihren Lehrern, und ich, die kleine Sara aus Leipzig, die ein Trauma erlebte, als sie mit kaum dreizehn Jahren aus ihrer Geburtsstadt vertrieben wurde, ich sitze diesen jungen Menschen mit dem Gefühl gegenüber, trotz alledem gesiegt zu haben. Es ist richtig, dass ich meine Eltern und meinen Bruder in der Schoa verloren habe, kein einfaches Geschehen für ein Mädchen in der Pubertät. Mit dem zweiten Besuch in Leipzig schloss sich für mich ein Kreis. Ich saß in der Aula einer Schule auf einem etwas erhöhten Podium, vor mir Hunderte von Schülern mit ihren Lehrern. Sie hingen an meinen Lippen und lauschen jedem Wort. Ich sah die Traurigkeit in ihren Augen, ich sah, wie sehr meine Geschichte sie bewegte – und verspürte Erleichterung. Nur kurz zog mir der Gedanke durch den Kopf, sie könnten mir lediglich aus Höflichkeit zuhören, aber so war es ganz und gar nicht. Sie zeigten tiefes Interesse und hatten viele Fragen.

Einige Tage darauf, kurz vor unserer Abreise, kam mir ein anderer Gedanke: War es vielleicht ein Fehler gewesen, dass ich mich solange geweigert hatte, die Stadt zu besuchen? Damals gestand ich mir ein, dass das falsch gewesen war, und dieser Meinung bin ich auch heute noch. Die große Erleichterung, die ich in der Schule verspürt hatte, zeigte mir, dass es richtig gewesen war, nach Leipzig zu fahren. Wie befreit konnte ich meine Familie bei diesem zweiten Besuch an die Stätten meiner Kindheit führen, als wären seit jener schrecklichen Vertreibung aus der Stadt und aus Deutschland nicht 59 Jahre vergangen. Wir fanden eine schöne moderne Stadt vor. Viele Orte kannte ich noch aus meiner Jugend, obwohl große Teile Leipzigs im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden.

Nach dem Krieg gehörte Leipzig zu Ostdeutschland. Das kommunistische Regime ließ die Stadt und besonders den alten Stadtkern wieder aufbauen. Leipzig gilt als eine der schönsten Städte Deutschlands.

Ich schreite durch die Straßen der sich erneuernden Stadt und erinnere mich an die Orte meiner Kindheit. Ich ging zu unserer ersten Wohnung, die zu einem Hof führte, den wir gemeinsam mit unseren Nachbarn, der Familie Givovlodimod, benutzten. Die schon recht alte Frau Givovlodimod hielt in ihrem Teil des Hofs allerlei Tiere: Katzen, Kanarienvögel, Hunde und andere Vierbeiner. Wenn unsere Eltern mir und meinen Geschwistern Angst machen wollten, drohten sie damit, uns zu Frau Givovlodimod zu schicken. Wir brauchten nur den Namen zu hören, und schon benahmen wir uns gut.

Auf der anderen Hofseite wohnte eine deutsche Familie namens Kormintz mit Kindern in unserem Alter. Mit ihnen und anderen Freunden spielten wir auf dem Hof, wo wir uns sicher fühlten, allerlei Kinderspiele: Fangen, Verstecken, Himmel und Hölle, Ballspiele aller Art, Seilspringen. Ich spielte auch gern Murmeln mit den Jungen. In dieser Wohnung, deren Adresse ich vergessen habe, wohnten wir relativ kurz. Nachdem meine Eltern sich eine Existenz gegründet hatten, erwarben sie eine Wohnung in einem besseren Viertel, in der Nikolaistr. 31. Die Wohnung lag im 2. Stock, darunter befand sich der Laden meiner Eltern. Von hier wurden wir 1938 einige Tage vor dem Novemberpogrom, der sogenannten Kristallnacht, vertrieben.

Wie meine Geschwister, so ging auch ich in einen gemischten Kindergarten, wo es Juden und Nichtjuden gab. Später schickten meine Eltern mich in einen jüdischen Kindergarten. Meine schulische Laufbahn begann ich in der Grundschule Nr. 32. Von 1936 bis 1938 besuchte ich die jüdische Grundschule in der Weiterblumelstraße. Ab März 1938 bis

zu unserer Vertreibung nach Polen ging ich auf eine andere Schule in der Alexanderstraße. Meine drei Geschwister Fanny, Moritz und Jakob besuchten die Leipziger Volksschule Nr. 40.

Ich stand mit meiner Familie vor dem Haus in der Nikolaistr. 31 und zeigte ihnen den Lagerraum und das Schaufenster, in dem meine Eltern die wollenen Kleidungsstücke ausstellten, die sie an Großhändler weiterverkauften. Ich erzählte meinen Kindern von meinen Kindheitserlebnissen. Meine Kinder ermutigten mich sehr und wollten alles hören, was ich aus jener Zeit noch wusste. Wer war ihre Mutter gewesen, wo war sie aufgewachsen? Tiefe Traurigkeit lag in ihren Augen, als sie meine Geschichte hörten, und es schmerzte sie, dass sie ihre Großeltern niemals kennengelernt hatten.

In jenem Moment erinnerte ich mich an eine Begebenheit, die zu meinen frühesten Erinnerungen gehört. Sie muss sich abgespielt haben, als ich drei oder vier Jahre alt war. Meine Eltern gingen zur Arbeit und ließen mich, Moritz und Jakob mit meinem Kindermädchen Klara Guschi allein. Meine Brüder waren ziemliche Schlingel und ich stand ihnen darin kaum nach. Ich weiß noch, dass meine Mutter Klara Guschi warnte, sie solle auf die Jungen achten und Pippa (Püppchen, so nannte meine Mutter mich) keinen Augenblick allein lassen. In einem bestimmten Augenblick beschäftigte Klara Guschi sich mit Hausarbeiten, und meine Brüder schlugen vor, wir sollten Friseur spielen. Beide nahmen sich eine Schere, setzten mich im Wohnzimmer auf einen Stuhl und schnitten mir die goldblonden Locken ab. Ich werde nie vergessen, wie meine Mutter mit dem Kindermädchen schimpfte, das nicht gut genug auf mich aufgepasst hatte: „Klara Guschi, ich hatte Ihnen doch extra aufgetragen, auf Pippa aufzupassen, und nun sehen Sie, was passiert ist! Wo sind ihre goldenen Locken?“ Ob Mutter auch mit meinen Brüdern schimpfte, das weiß ich nicht mehr.

In der nächsten Erinnerung bin ich einige Jahre älter. Mein Bruder Moritz, der Wildfang, der mir die Locken abschnitt, war zwar immer zu Streichen aufgelegt, aber auch ein verlässlicher Freund, in dessen Gesellschaft ich mich gern aufhielt und dessen Geschichten ich lauschte. Moritz erzählte mir, wie er sein Taschengeld aufbesserte. Unsere Eltern gaben ihm jeden Morgen Geld für die Straßenbahn, da seine Schule einige Kilometer von unserer Wohnung entfernt lag, aber mein Bruder zog es vor, hinter der Straßenbahn her zu rennen oder sich hinten anzuhängen. Damit erreichte er zwei Dinge, er war fit und sparte Geld. Eines Tages wurde an seiner Schule eine Feuerübung ausgeführt. Feuerwehrmänner zeigten den Kindern, wie sie sich im Falle eines Brandes aus dem Gebäude retten könnten. Dazu bauten sie eine Art Rohr auf, durch das die Schüler kriechen mussten. An jenem Tag kam Moritz nicht nach Hause. Unsere besorgten Eltern gingen zum Polizeirevier, um sein Verschwinden zu melden. Zu ihrer Verwunderung stießen sie auf Moritz, der im Wartezimmer des Reviers saß. Er berichtete von der Rettungsübung. Nachdem alle Kinder nach Hause gegangen waren, blieb er im Rohr sitzen und wurde von den ahnungslosen Feuerwehrleuten mit zur Löschstation genommen. Als die ihn entdeckten, brachten sie ihn aufs Polizeirevier, da die Schule bereits geschlossen war. Moritz verschwand ein weiteres Mal von zu Hause und musste von den Eltern vom Polizeirevier abgeholt werden, weil er im nahen Fluss neben dem Staudamm geangelt hatte, was gesetzlich verboten war.

Meine Familie war wohlhabend und gehörte der gehobenen Mittelschicht an. Man kann sagen, dass wir nicht religiös waren, doch wurden in unserem Haus einige der jüdischen Gebote befolgt. Meine Mutter neigte der Orthodoxie zu, mein Vater eher der Reformbewegung. Wir feierten die jüdischen Feste und zündeten am Schabbat und an den Feiertagen Kerzen an. Meine Mutter hielt sich noch an ein weiteres

Gebot: stillschweigend zu geben. Oft kamen Frauen zu uns, in der Mehrzahl Witwen, und Mutter ließ sie nie mit leeren Händen gehen. Sie war stets hilfsbereit. Sie buk Schabbatbrote, um sie an Arme zu verteilen. Sie gab den Bedürftigen, was ihnen fehlte, sei es Geld, Kleidung, Schuhe, Essen oder Medizin. Ich erinnere mich an eine deutsche Familie, die oft zu uns kam und die unsere Wohnung stets reich beladen verließ. Nach der Schoa wurde die Mutter dieser Familie von den deutschen Behörden aufgefordert, eine Zeugenaussage abzugeben bezüglich der Restitutionsforderung, die wir stellen wollten. Diese Frau gab vor, uns nicht zu kennen. Ob mich das überrascht? Heute schon nicht mehr. Heute, da ich weiß, was die Deutschen getan haben, überrascht mich gar nichts mehr.

Meine Eltern waren oft außer Haus, sei es, weil sie arbeiteten, sei es, weil sie Ferien machten. Auf diese Reisen nahmen sie uns niemals mit. Sie ließen uns mit Karla Guschi zu Hause oder schickten uns in ein Ferienlager. An einen dieser Orte erinnere ich mich besonders gut. Das war ein Bauernhof, der Freunden meiner Eltern gehörte, wo wir liebevoll aufgenommen und verwöhnt wurden. 1937 verbrachten wir dort unsere letzten Ferien, gerade als die Erdbeersaison begann. Ich fragte die Bäuerin, ob ich mir einige Erdbeeren pflücken dürfte. „Ihr dürft so viele pflücken, wie ihr wollt, aber nur zum essen“, antwortete sie. Seitdem liebe ich Erdbeeren.

Oft durfte ich meine Eltern ins Theater begleiten, wo sie sich mit Vorliebe Operetten ansahen. Mein Vater nahm mich mit in die St. Thomas-Kirche, um den Bach-Konzerten zu lauschen, insbesondere den Oratorien. Sehr gern ging ich mit meinen Eltern in der Stadt spazieren, dann bat ich sie, mir ein Eis zu kaufen oder einen Obstkuchen mit Schlagsahne, einen Kanaan-Kuchen mit Schichten aus Schlagsahne und Früchten, meistens Kirschen. Bei meinem zweiten Be-

such in Leipzig in Gesellschaft meiner Kinder kehrte ich in eben jene Konditorei zurück und bestellte diesen Kuchen für uns. Ehrlich gesagt, er schmeckte nicht mehr so wie früher. Ob das fortgeschrittene Alter meine Geschmacksnerven abgestumpft hatte?

Wenn meine Eltern uns auch nicht in den Urlaub mitnahmen, zu Besuchen bei der Familie durften wir sie begleiten. Eine solche Gelegenheit hat sich mir eingeprägt, ich muss etwa fünf Jahre alt gewesen sein. Mutter nahm mich mit zu einem Besuch bei Großvater Eliezer, meinem Großvater väterlicherseits, den ich zum ersten Mal sehen sollte. Dem Besuch zu Ehren hatte sie mir ein Matrosenkleid mit einem großen weißen Kragen gekauft. Großvater lebte in Tomaschow Mesoweisky, das liegt nicht weit von Pjotrkow, wo mein Vater vor seiner Auswanderung nach Deutschland gelebt hatte. Großvater war ein charedischer Jude, ein Mann mit einem langen gepflegten Bart, der einen schwarzen Mantel und einen Streimel trug, genau wie die Charedim heute. Er bat mich, zu ihm zu kommen und ihm einen Kuss zu geben. Ich erschrak und sagte zu Mutter: „Wie kann ich ihm einen Kuss geben, ich kenne ihn ja gar nicht." Ich hatte noch ein Problem mit Großvater. Er sprach kein Deutsch, nur Jiddisch und Polnisch, zwei Sprachen, die mir nicht geläufig waren, denn ich hatte bis dahin nur Deutsch gelernt. Großvater gelang es mit viel Geduld, eine Beziehung zwischen uns herzustellen, und bis wir wieder abfuhren, fühlte ich mich ihm schon etwas näher, einen Kuss aber bekam er nicht von mir. Ich glaube, der lange Bart schreckte mich ab. Seit diesem Besuch habe ich meine Großeltern väterlicherseits nie wiedergesehen.

Kehren wir ins Jahr 1997 zurück, zu meinem zweiten Besuch in Leipzig. Während eines Spaziergangs mit meiner Familie gelangten wir zum Augustusplatz. Ich blieb kurz stehen, und plötzlich überfluteten mich Bilder der Erinnerung. Ich

deutete auf die gegenüberliegende Seite des Platzes, mein Körper begann zu zittern, Schauer überliefen mich. Meine Kinder machten sich schon Sorgen um meine Gesundheit. Ich nahm alle Kraft zusammen, zeigte auf eine bestimmte Ecke und begann von einem bestimmten Ereignis zu berichten, über das ich noch nie gesprochen hatte: „In der Ecke dort drüben stand eine hohe Bühne. Ich erzähle euch jetzt von meiner Begegnung mit Hitler, das muss im Jahr 1933 gewesen sein, ich ging noch in die gemischte Grundschule, wo ich viele deutsche Freundinnen und Freunde hatte. Wir besuchten uns gegenseitig, ich ging zu ihnen und sie kamen zu uns. Eines Abends ging ich mit einigen Freundinnen zum Augustusplatz, der voller Menschen war, denn Hitler sollte sprechen. Auch viele Jugendgruppen hatten sich eingefunden. Ich kann mich an diese Rede gut erinnern. Die Leute standen dichtgedrängt und lauschten schweigend. Manchmal brauste begeisterter Beifall auf. Meine Freundinnen und ich ließen uns ebenfalls mitreißen. Wir jubelten dem Führer zu und klatschten. Nachdem er geendet hatte, stieg er von der Bühne herab in die Menge und begann, Hände zu schütteln. Wir drängten uns zu ihm durch und streckten ihm unsere Hände entgegen. Hitler drückte mir die Hand, und ich überreichte ihm eine Blume. Er nahm sie, reichte sie einem seiner Helfer weiter und fuhr fort, die ihm entgegengestreckten Hände zu drücken. Ich rannte nach Hause, um meinen Eltern von der aufregenden Begegnung zu berichten, von dem Händedruck und der Blume. Sie machten ärgerliche Gesichter und schimpften beide gleichzeitig: ‚Du bist wohl nicht normal! Wie konntest du es wagen?' Mein Vater fuhr fort: ‚Wenn Hitler gewusst hätte, dass du Jüdin bist … das wäre dein und unser Ende gewesen.' Mutter fiel ein: ‚Wie bist du nur auf diese dumme Idee gekommen?' Ich verstand die Aufregung meiner Eltern nicht. Woher hätte ich wissen sollen, wer Hitler war und welche Pläne er für die Juden hat-

te? Sein Besuch in Leipzig veranlasste viele Jungen und Mädchen, darunter auch meine Freundinnen und Freunde, den Jugendbewegungen der Nationalsozialisten beizutreten. Die Jungen gingen in die Hitlerjugend, die Mädchen in den BdM, den Bund deutscher Mädel."

Rückblickend erinnere ich mich nur an wenige der Beschränkungen, die uns in Deutschland auferlegt wurden. An Bänke im Park, zum Beispiel, auf denen stand, dass sie für Juden verboten waren; andererseits gab es Bänke, auf denen nur Juden sitzen durften. An manchen Orten hingen Schilder mit der Aufschrift „Zutritt für Juden verboten". Am schlimmsten war es für mich, dass meine Freundinnen in der Schule sich von mir fernhielten und mir sogar Hass entgegen brachten, was ich überhaupt nicht verstehen konnte. Als ich mit meinen Eltern darüber sprach, entschieden sie, dass ich ab sofort in eine jüdische Schule gehen sollte. An den Laden meines Vaters malte jemand einen Davidsstern, was Vater großes Unbehagen bereitete. Deswegen gab er den Einzelhandel allmählich auf und betätigte sich nur noch als Großhändler.

Vater hatte sich einen Namen als Experte für wollene Stricksachen gemacht. Ein Teil unserer großen Wohnung diente als Lagerraum für seine Ware. Zu den Beschränkungen, denen die Juden in Deutschland damals unterworfen waren, gehörte auch das Verbot, Waren in Handelsmengen vorrätig zu halten. Von der Haustür aus führte ein langer Flur in das Innere unserer Wohnung, und an seinem Ende lag ein scheinbar von den anderen Zimmern abgetrennter Teil. Hier hütete Vater besonders gute Ware, die beste, die auf dem Markt erhältlich war. Darüber hinaus lagerte Ware von ihm bei dem Transportunternehmen, mit dem er beim Im- und Export zusammenarbeitete und dem er vertraute.

Als die Beschränkungen und Verbote überhandnahmen, beschlossen meine Eltern, den Handel und das Familienge-

schäft aufzugeben. Im Jahr 1937 wurde Wolle Mangelware, und mein Vater war im Besitz eines ziemlich großen Lagerbestandes, den er an verschiedenen Orten untergebracht hatte. Unser Leben wurde zunehmend schwerer. Eines Tages, es muss Ende 1936 oder Anfang 1937 gewesen sein, versammelte mein Vater uns und teilte uns mit, dass er nach Frankreich fahren wolle, um zu erkunden, ob es dort bessere Lebensbedingungen für uns gäbe. Er versprach zurückzukehren, sobald er sich ein Bild gemacht habe. Auf diese Reise nahm er sehr viel Bargeld mit und andere Dinge, die er dort seiner Meinung nach brauchen würde. Natürlich versorgte er uns vor seiner Abreise mit allem Nötigen, auch mit Bargeld.

Nach geraumer Zeit kehrte er mit all seinem Geld aus Paris zurück. Die Enttäuschung stand ihm im Gesicht geschrieben. „Es ist viel besser in Deutschland zu bleiben und sich mit Steinen bewerfen zu lassen als in ein anderes Land auszuwandern", erklärte er. Seitdem war er auf keinen Fall mehr bereit, Deutschland zu verlassen. Später hat mich meine Familie mehr als einmal gefragt, warum wir nicht rechtzeitig vor dem Ausbruch der Schoa abgereist seien. Ja, die Juden waren vielen Verboten und Beschränkungen unterworfen und unser Leben wurde immer schwerer, doch von hierher zur Frage, ob jemand sich die Ereignisse der Schoa hätte vorstellen können, war es ein weiter Weg. Es herrschte eher das Gefühl vor, das alles würde bald vorübergehen und dann könnten wir unser normales Leben wieder aufnehmen.

In unserer Nachbarschaft wohnten Freunde meiner Eltern, Hanna und Abraham Hornowitz, deren Ehe kinderlos blieb. Ihr Haus war voller Hunde, Vögel und Katzen. Die Katzen fraßen die Vögel nicht, sie hatten sich daran gewöhnt, in friedlicher Gemeinschaft zu leben. Hanna und Abraham waren glühende Zionisten und sprachen bei ihren häufigen Besuchen über Erez Israel und das gute Leben dort. Sie hat-

ten mich sehr gern und verwöhnten mich. Gegen Ende des Jahres 1936 erzählten sie meinen Eltern während eines Besuches, dass sie Deutschland in Kürze verlassen und sich nach Palästina einschiffen würden. Die nötigen Formalitäten waren bereits erledigt. Bei einem anderen Besuch hörte ich ein Gespräch zwischen Hanna und meiner Mutter mit an. „Golda", wandte Hanna sich an meine Mutter, „lass doch Pippa, dein Püppchen, mit uns nach Erez Israel reisen. Wir wollen sie lieben und ihr alles geben, was sie braucht." Meine Mutter wies dieses Ansinnen entrüstet von sich. „Ich habe nicht genug Kinder, um anderen eins abzugeben", erwiderte sie.

Kurz vor ihrer Abreise - die Lage der Juden hatte sich weiter verschärft - wandten die Freunde sich noch einmal an meine Eltern mit dem Angebot, eines von uns Kindern mitzunehmen. Wieder lehnten meine Eltern ab. Sie waren nicht bereit, mich oder ein anderes ihrer Kinder mitreisen zu lassen. Die Freunde ließen dennoch eine Tür offen und versicherten bei ihrem Abschied, sie würden sich stets freuen, eines von uns willkommen zu heißen und uns mit offenen Armen empfangen, falls die Eltern ihre Meinung ändern sollten. Das trug sich, wie gesagt, gegen Ende des Jahres 1936 zu. Damals bestand für die Juden noch die Möglichkeit, auszuwandern und Geld sowie einen Teil des Besitzes mitzunehmen. Außerdem konnte jeder Jude aufstehen und gehen, ohne etwas mitzunehmen. Als ich nach dem Ende der Schoa nach Erez Israel eingewandert war, habe ich Hanna und Abraham Hornowitz oft besucht. Auch meine Kinder hatten guten Kontakt zu den beiden. Inzwischen weilen sie schon nicht mehr unter uns.

Vertreibung aus Deutschland

Im Jahr 1938 fand die große Vertreibung jener Juden statt, die polnische Staatsbürger waren und einen polnischen Pass besaßen. Meine Mutter besaß zwei Pässe, einen polnischen und einen deutschen, da sie offenbar wusste, dass sie eines Tages den einen oder den anderen brauchen würde. Als wir von Deutschland nach Polen vertrieben wurden, erfuhr ich, wie recht sie gehabt hatte. Hat ihr der deutsche Pass am Tag der großen Vertreibung etwas genützt? Nicht das geringste.

An die Vertreibung erinnere ich mich sehr gut. Alles begann am 28.10.1938 um vier Uhr morgens. Die ganze Familie war daheim und schlief. Um vier Uhr wurde heftig an unsere Tür geklopft. Wir erwachten mit Schrecken. Die Eltern versuchten, uns zu beruhigen, und gingen dann die Tür öffnen. Was sahen wir? Vor der Tür standen Polizisten, nicht irgendwelche Polizisten, sondern Mitglieder der Einheit „Nikolai". Der Offizier redete mit meinem Vater, der sich nach einigen Minuten zu uns umwandte und sagte: „Ihr müsst euch alle rasch anziehen. Wir sollen zusammen aufs Polizeirevier gehen." Die Polizisten gaben uns einige Minuten und trieben uns unterdessen an: „Schnell, schnell!" Warum wir alle zur Polizei gehen sollten und wann wir wieder nach Hause kämen, wenn überhaupt, das wurde uns nicht erklärt. Die Art und Weise, in der sie mit uns umgingen, ließ nichts Gutes vermuten. Wer hätte damals ahnen können, dass wir unsere Wohnung nie wiedersehen sollten? Was hatten wir getan, dass man uns so barsch aus den Betten holte? Waren wir denn nicht ehrbare Leute? Warum brüllten sie uns an? Warum demütigten die Polizisten unsere Eltern? Meine Mutter wollte dem deutschen Offizier ihren deutschen Pass

unter die Nase halten, doch er reagierte nur mit: „Schnell! Schnell! Schnell!“

Sie führten uns zu einem Sammelplatz auf dem Hof einer Schule, nicht weit von unserer Wohnung entfernt. Nachdem sich eine große Gruppe eingefunden hatte, wurden wir alle zum Leipziger Bahnhof getrieben. Hier trafen wir viele Bekannte und auch viele Leipziger Juden, die wir nicht kannten. Was mich besonders schmerzte, das war das Verhalten unserer Nachbarn. Sie standen an der Seite, als ginge sie das alles nichts an, und setzten dann ihre normalen Tätigkeiten fort. Ich sah Frauen, die bittend und bettelnd zu uns gekommen waren und uns jetzt den Rücken kehrten. Ob die anderen Einwohner wussten, was sich vor ihren Augen abspielte, ist mir nicht bekannt. Die allgemeine Passivität aber war mir auf jeden Fall unverständlich. Niemand stellte Fragen, niemand bot uns Hilfe an. Als Mädchen konnte ich nicht wissen, ob das aus Angst geschah oder ob man über unsere Vertreibung froh war. Eines aber fühlte ich mit Bestimmtheit: Niemand machte sich die Mühe, unseretwillen zu protestieren.

Unsere Eltern, die, wie gesagt, der oberen Mittelklasse der jüdischen Gesellschaft Deutschlands angehörten, hatten sich stets an die Gesetze gehalten. Auch jetzt blieben wir ruhig und befolgten die Anweisungen der Polizisten. Vater bat uns, brav zu sein. „Alles, was das Schicksal für uns bereit hält, werden wir mit Liebe empfangen“, erklärte er. Meine Mutter, die mit einem besonderen Sinn ausgestattet war, hatte in jenen Minuten, als die Polizisten bei uns eindrangen, die Schwierigkeit unserer Lage erkannt und begriffen, dass wir uns möglicherweise von unserem Heim würden trennen müssen, ohne je zurückkehren zu können. Erstaunlicherweise hat sie unter diesen fatalen Umständen die Ruhe bewahrte. Sie begann sofort, sich auf das Verlassen der Wohnung vorzubereiten. Unsere Eltern hatten immer sehr viel Bargeld im Haus, denn wie alle anderen Juden vermieden auch sie es,

das Geld auf ihr Bankkonto einzuzahlen, weil die Deutschen damit begonnen hatten, die Bankguthaben von Juden zu beschlagnahmen. Sie wickelten alle Geschäfte mit Bargeld ab, das sie an verschiedenen Plätzen in der Wohnung, die nur sie kannten, versteckt hielten. Da die Polizei uns überrascht hatte und uns nicht viel Zeit um Verlassen der Wohnung blieb, nahm Mutter etwas von dem Bargeld an sich und brachte den Rest an einem geheimen Ort unter. Alles wollten meine Eltern nicht mitnehmen, denn sie wollten nicht mit solchen Summen auf den Straßen herumlaufen. Auch befürchteten sie, sie könnten auf dem Polizeirevier gründlich durchsucht werden, und dann würde ihr Geld sicher beschlagnahmt werden, und wer weiß, was man mit uns angestellt hätte. Mutter war also die erste, die sich fasste, und das Geld besser versteckte. Sie hatte die geniale Idee, es in die Bettdecken einzunähen. Sie begab sich ins Schlafzimmer unter dem Vorwand, sich ankleiden zu wollen, und schaffte es in der kurzen Zeit, die Säume der Decken aufzutrennen, das Geld hineinzustopfen und die Nähte wieder zu schließen. Danach machte sie die Betten und hinterließ das Haus in bester Ordnung. Bis heute begreife ich nicht, wie sie das schaffte. Offensichtlich wusste sie, was wir von den Deutschen zu erwarten hatten, zumindest muss sie es geahnt haben.

Da die Polizisten uns nur wenig Zeit gaben, ließ Mutter viel Geld, kostbaren Schmuck und etliche andere Wertgegenstände zurück. Ich trug noch mein Nachthemd, als wir hinausgingen. Im Flur zog ich mir rasch die Hausschuhe an und griff nach einem dünnen Mantel, der hinter der Haustür an einem Bügel hing. Die erste Überraschung bestand darin, dass die Deutschen uns zum Bahnhof trieben und nicht zum Polizeirevier, wie sie anfangs gesagt hatten. Ich war bereits dreizehn Jahre alt, also ein heranwachsendes Mädchen. Die Angst vor dem, was uns erwartete, begann an mir zu nagen. Die unterschiedlichsten Gedanken schossen mir durch den

Kopf. Alles war so schnell gegangen. Ohne, dass wir uns darauf vorbereitet hatten, fanden wir uns plötzlich auf dem großartigen Leipziger Bahnhof wieder. Die zweite Überraschung bestand darin, dass unsere Gruppe nicht alleinblieb. Der Bahnhof war voller Juden, denen man ansah, dass auch sie in aller Eile hierher getrieben worden waren. Wir trafen viele Freunde und Bekannte und versuchten mit ihrer Hilfe herauszufinden, was das alles zu bedeuten hatte und wohin man uns bringen würde. Aber das wusste niemand.

Im Laufe der Zeit allerdings sprach sich herum, was man den Unterhaltungen der deutschen Polizisten hatte entnehmen können: die Deutschen wollten uns, die Juden mit polnischen Pässen, aus dem Land treiben. Man würde uns an die deutsch-polnische Grenze bringen. Ich verstand das nicht. Besaßen meine Eltern denn nicht auch deutsche Pässe? Ich war doch in Deutschland geboren und hatte meine ganze Erziehung dort erhalten. War ich nicht eine deutsche Staatsbürgerin wie alle anderen Deutschen? Meine beiden Brüder Moritz und Jakob waren höchst aufgeregt, auch sie verstanden nicht, was vor sich ging. Ich sah sie mit meinen Eltern flüstern und hörte dann, wie Moritz meinem Vater sagte, dass er und Jakob aus dem Bahnhof flüchten wollten, um in Deutschland zu bleiben. Sie waren nicht bereit, sich so einfach vertreiben zu lassen. Mein Vater verbot ihnen dieses Vorhaben ganz energisch. Ich weiß noch, wie er ihnen eintrichterte: „Wir müssen zusammenbleiben, die ganze Familie vereint. Wir stehen zusammen, und ihr bleibt bei uns!"

Am Vorabend unserer Vertreibung war meine Schwester Fanny von einem längeren Berlin-Aufenthalt zurückgekehrt. Fanny berichtete meinen Eltern, dass sie ein Zertifikat ergattert habe und beabsichtige, sich nach Palästina einzuschiffen. Sie sei nur heimgekommen, um ihre Sachen zu packen und sich von der Familie zu verabschieden. Sie erzählte uns, dass jeweils am Montag in der ersten Woche eines Monats

ein Schiff nach Palästina in See steche und dass sie die Absicht habe, sich am kommenden Montag auf dem Kai einzufinden. Der Weg nach Erez Israel führte damals durch die tschechischen Sudeten und von dort zum Hafen von Triest. „Da das Schiff am kommenden Montag ablegt, will ich heute Abend noch meine Sachen packen, euch auf Wiedersehen sagen und morgen früh Richtung Tschechoslowakei abreisen." Fanny arbeitete den ganzen Tag über und auch noch in der Nacht, um alles, was sie brauchen würde, zu verstauen. Ihre Kleider hängte sie auf Bügel in einen abschließbaren Schrankkoffer, den meine Eltern ihr besorgt hatten. Doch nun fand Fanny sich am Donnerstagmorgen mit uns auf dem Leipziger Bahnhof wieder. Keiner der Polizisten war bereit, Fanny anzuhören, die Deutschland doch gerade aus eigenem Antrieb verlassen wollte. So wurde sie mit uns vertrieben, und der gepackte Koffer blieb daheim stehen.

Ohne weitere Vorankündigung drängten die Deutschen uns in Passagierzüge, nicht in Waggons, in denen später die Juden in die Lager transportiert wurden. Obwohl Leipzig nur etwa 120 km von der polnischen Grenze entfernt liegt, nahm die Zugfahrt zur Grenzstadt Ratibor einen ganzen Tag in Anspruch. Am dortigen Bahnhof angekommen, wurde uns befohlen, schnell auszusteigen. Erst dann teilte man uns mit, dass wir zu Fuß bis zur polnischen Grenze marschieren und die Grenze nach Polen überqueren sollten. Zuerst gelangten wir an die deutsche Grenze. Zwischen uns und der polnischen Grenze erstreckte sich ein etwa hundert Meter breiter Streifen Niemandsland. Die Deutschen befahlen uns, Richtung Polen zu gehen, doch als wir uns bereits im Niemandsland befanden, wartete eine Überraschung auf die Deutschen: Polnische Soldaten nahmen an der Grenzlinie Aufstellung und teilten den Deutschen mit: „Nehmen Sie Ihre Juden zurück. Wenn Sie die Juden zu uns schicken, werden wir ihnen die Zigeuner und die Deutschen schicken, die

in Polen leben!“ Zunächst waren die Deutschen etwas erschrocken. Sie beschlossen, dass alle, die das Niemandsland bereits betreten hatten, dort bleiben sollten. Wer die deutsche Grenze noch nicht überschritten hatte, sollte vorerst in Deutschland abwarten. Ich verharrte im Niemandsland und traute meinen Augen nicht. Ehrwürdige Menschen waren zu einem Spielball zwischen Deutschland und Polen geworden. Die einen wiesen uns aus, die anderen wollten uns nicht aufnehmen. Meine Familie stand ratlos und verlegen mit anderen Vertriebenen inmitten des öden Sandstreifens, als wären wir alle keine Menschen mehr. Unser Aufenthalt dort dauerte zwei Tage.

Unterdessen unterhielten sich die Polen und die Deutschen über unseren Verbleib. Ich war dreizehn Jahre alt. Eine dreizehnjährige Heranwachsende hat eigene Bedürfnisse und braucht ab und zu eine Privatsphäre. Doch wen interessierte das schon unter jenen Umständen? Meine Mutter war von ihrer Sorge um die ganze Familie in Anspruch genommen. Ich biss mir auf die Lippen und beherrschte mich. Eine neue Zeit war angebrochen. Wir würden nie wieder allein für unser Schicksal verantwortlich sein. Wir hingen vom guten Willen anderer ab.

Bis jetzt hatte ich in Deutschland ein angenehmes Leben geführt. Von Politik verstand ich nicht das Geringste. Ich hatte es mir gut gehen lassen und mich nicht über das aufgeregt, was mir erzählt wurde, jetzt aber verspürte ich das Zeitgeschehen am eigenen Leib.

Letzten Endes handelten die Polen und die Deutschen einen Kompromiss aus. Wer bereits auf polnischer Seite war, sollte dort bleiben, wer nicht, blieb vorerst in Deutschland. Wir waren unter den ersten Familien gewesen, die die Grenze überschritten hatten, und nach längerem Aufenthalt im Niemandsland ließen die polnischen Grenzsoldaten uns ein. Während wir noch im Niemandsland herumirrten und mei-

ne Brüder Moritz und Jakob merkten, dass wir nirgends hingehörten, wollten sie wieder fliehen, und zwar zurück nach Deutschland. Mein Vater verbot es ihnen strengstens. Wir blieben also alle beieinander und schritten gemeinsam polnischem Boden entgegen.

Die Vertreibung fand, wie gesagt, im Oktober 1938 statt. Zu diesem Zeitpunkt wurden 17.000 Juden polnischer Staatsangehörigkeit ausgewiesen. Die Aktion begann am 27.10.1938. Uns holten die Deutschen am Tag danach aus der Wohnung. Sie gingen grausam vor und vertrieben auch Kinder, Alte und Kranke. Die Aktion wurde von SA und SS-Einheiten durchgeführt. Die meisten der Vertriebenen gelangten in die polnische Grenzstadt Zbonszyn.

Wenn ich heute an das zurückdenke, was wir damals durchgemacht haben, so muss ich die Vertreibung als barbarischen Akt bezeichnen, der keinesfalls zu einem zivilisierten und hoch kultivierten Volk passte. Wie tief waren die Deutschen gesunken, als sie 1938 Tausende von Juden die sich nichts hatten zuschulden kommen lassen und keinem Deutschen etwas zuleide taten, aus ihren Häusern vertrieben! Ihre Sünde bestand darin, dass sie Juden waren. Ihr Besitz wurde Beutegut. Sie mussten alles zurücklassen, was sie sich in Jahren harter Arbeit erworben hatten, und wurden völlig mittellos ins Ungewisse getrieben. Es gab kein Recht und kein Urteil, keinen Richter und kein Gesetz. Wir wurden entwurzelt und irrten heimatlos umher. Hätte uns da nicht ein Licht aufgehen müssen? Hätte die Vertreibung uns nicht als Warnschild vor dem herannahenden Sturm dienen müssen? Hätten wir uns nicht ausmalen können, dass dies nur der Anfang eines Prozesses war, der zur Auslöschung eines großen Teils des jüdischen Volkes führen sollte? Nein! So etwas hätte ich mir selbst in meinen schlimmsten Träumen nicht vorstellen können. Natürlich war ich ein sehr junges Mädchen, das nicht verstand, warum wir vertrieben wurden.

Aber eins war mir doch klar: Gutes würde der Vertreibung nicht entspringen. Doch dass es so furchtbar kommen würde ... wer hätte sich solche Gräuel ausdenken können?

Mehr als einmal wurde ich gefragt: Warum seid ihr nicht aufgestanden und gegangen? Stand die Schrift nicht an der Wand? Wenn ihr bis dahin gedacht hattet, die Deutschen würden nur reden und drohen, so hattet ihr doch jetzt den Beweis, dass sie Taten folgen ließen. Ihr wart vertrieben worden. Wer heute solche Fragen stellt, kennt den Verlauf der Geschichte bis zum bitteren Ende. Hätten aber wir damals voraussehen können, was uns erwartete? Mir als jungem Mädchen und erst recht natürlich meinen Eltern mit ihrer reichen Lebenserfahrung ging ein warnendes Licht auf. Aber vor welcher Gefahr hätte es uns warnen sollen? Dass die Deutschen in ihrem Judenhass so weit gehen würden, wie sie dann gegangen sind? Wer hätte sich je ausmalen können, welch grauenhaftes Ende sie uns bereiten würden? Vertreibung, Gefahr, politischer Wandel, das wohl - doch von hier zu dem, was dann wirklich geschah … das war einfach undenkbar.

Während jener Zeit waren es zwei Dinge, mit denen ich mich nicht abfinden konnte. Erstens, dass das Nazi-Regime so viel Feindseligkeit gegen uns entwickelte und diese durch den Erlass von antijüdischen Gesetzen in konkrete Politik umsetzte. Und dann vertrieben sie die polnischen Juden aus Deutschland und verschärften damit ihre unmenschliche Politik um eine weitere Stufe. Das geschah in aller Offenheit vor den Augen der ganzen Welt. Das Zweite war das Verhalten der deutschen Bevölkerung, der normalen Leute, unserer Nachbarn und Bekannten, meiner Freundinnen und Freunde, mit denen ich aufgewachsen war, mit denen ich zur Schule gegangen war. Sie wechselten ohne mit der Wimper zu zucken auf die andere Seite über, auf die Seite der Bösen. Plötzlich waren sie uns feindlich gesonnen, und

in ihren Blicken brannte der Hass. Wäre ich damals gefragt worden, was schmerzlicher sei, die Schritte des Regimes oder das Verhalten der Bevölkerung, der Nachbarn und Freunde, so hätte ich ohne zu zögern geantwortet, dass die Feigheit und Hinterhältigkeit der Nachbarn und Freunde mich tiefer trafen. Wir haben die Beleidigung schlucken müssen, aber wir werden nie vergessen, was diese Menschen uns angetan haben.

Meine Familie war 1916 aus freien Stücken von Polen nach Deutschland gegangen. Wir trugen zum Wohl des Staates bei und der Staat trug zu unserem Wohl bei. Doch nun wurden wir unter beschämenden Umständen aus unserem Land, aus unserer Stadt, aus unserem Haus vertrieben und ins Ungewisse geschickt. Wir fühlten uns mehr als erniedrigt, und wir waren wütend. Mit diesen Empfindungen gingen wir der polnischen Grenze entgegen, um auf der anderen Seite ein neues Leben zu beginnen. Erwartete uns dort wirklich das Leben? Es entzog sich unserer Kenntnis, doch wir trugen Hoffnung im Herzen. Ein neues Kapitel brach an. Würde es ein gutes werden? Das konnte niemand wissen.

Bedzin am Vorabend der Schoa

Erniedrigung ist ein schwer zu ertragendes Gefühl. Hilflos standen wir vor einer neuen Lage. Die Rechtssicherheit, mit der wir aufgewachsen waren, hatte Risse erhalten. Um ein Siebenfaches schlimmer aber ist die Erniedrigung, wenn sie dir von nicht von Fremden, sondern von den Angehörigen deines eigenen Volkes zugefügt wird. Von dem Volk, unter dem du lebst. Von Deutschen, die du vor ein paar Tagen noch als deine Mitbürger betrachtet hast, als Nachbarn, als Freunde, zu denen du dich zugehörig fühltest. Von den Menschen, mit denen du Handel getrieben, Geschäfte gemacht hast.

Meine Eltern waren die ersten, die sich wieder fassten. Sie hatten uns während der Vertreibung behütet und dafür gesorgt, dass die Familie als Einheit erhalten blieb. Sie hatten meinen Brüdern verboten zu fliehen und sich zu retten. Sie hatten auf gutes Benehmen geachtet und uns gebeten, geduldig zu sein. Sie wirkten beruhigend auf meine Brüder und mich ein. Es war Mutter, die zuerst aus dem Zustand des Schocks herausfand. Sie war der Meinung, dass wir von nun an in allem, was von uns abhing, unser Schicksal in die eigenen Hände nehmen müssten und für uns selbst verantwortlich seien. „Wir werden alle zusammen nach Bedzin fahren“, erklärte sie bestimmt, „dort leben Geschwister von mir, und sie werden uns helfen, die nächste Zeit zu überstehen, bis die Lage sich aufklärt.“

Wie lange wir uns genau in der Grenzstadt Ratibor aufhielten, weiß ich nicht mehr, doch der Aufenthalt war kurz, das ist mir in Erinnerung geblieben. Nach Mutters unwidersprochener Ankündigung brachen wir Richtung Bedzin auf, wo ein Stiefbruder und eine Stiefschwester von ihr lebten. Sie

hatten denselben Vater, aber nicht dieselbe Mutter. Auch ihre leibliche Schwester Hanna Berger lebte in Bedzin. (Meine Mutter war ebenfalls eine geborene Berger.) Tante Hanna war verheiratet und hatte einen Sohn, doch an den Namen ihres kleinen Sohnes und an den Namen, den sie nach der Eheschließung trug, kann ich mich leider nicht mehr erinnern.

Für mich war das nicht die erste Begegnung mit meiner Tante Hanna und ihrer Familie. Als wir noch in Deutschland wohnten, besuchte meine Mutter ihre Schwester in Bedzin des Öfteren und nahm auch mich einmal mit. Doch damals war ich ein kleines Mädchen und meine Erinnerungen an das Haus meiner Tante waren eher verschwommen. Auf dem Weg dorthin erzählte Mutter uns einiges über die Stadt. „Bedzin ist ein kleines jüdisches Städtchen, beileibe keine Großstadt wie Leipzig. Sie liegt im Bezirk von Zaglembie, nicht weit entfernt von Kattowitz, in der Nähe der deutsch-polnischen Grenze. Dort leben Juden und Polen in guten nachbarlichen Beziehungen zusammen, was für beide Seiten von Vorteil ist.“ Der gelassene sachliche Ton, in dem Mutter dies sagte, ist mir in Erinnerung geblieben. Es war ein Ton, den eine Mutter ihren Kindern gegenüber anschlägt, wenn sie sie beruhigen will. Mutter wollte uns damit aus dem Schock über die Krise und die Vertreibung heraushelfen. Als wir in Bedzin eintrafen, erkannte ich, wie recht Mutter gehabt hatte. Die Juden waren dort in der Mehrzahl, wenn ich nicht irre, machten sie etwa 80% der Bewohner aus, und nur die verbleibenden 20% waren Polen.

Unsere Familie war nicht die einzige, die sich nach Bedzin wandte, mit uns fuhren zehn oder zwanzig andere Familien. Zunächst wurden wir an einen „Komitee“ genannten Aufnahmeort im Stadtzentrum gebracht, wo man uns freundlich empfing. Es war klar, dass die örtliche jüdische Gemeinde sich darauf vorbereitet hatte, uns Flüchtlinge zu betreuen. Noch am gleichen Tag wies man uns eine Unter-

kunft zu. Meine Eltern und Brüder wurden vom Komitee zu einer wohlhabenden Familie namens Unger geschickt, die in Bedzin und auch außerhalb über Besitz verfügte. Sie betrieben eine Seifen- und eine Maschinenbaufabrik. Meine große Schwester Fanny zog es vor, am Aufnahmeort zu bleiben, da sie ein Einreisezertifikat nach Palästina besaß. „Von hier aus ist es einfacher, meinen Traum, nach Palästina auszuwandern, zu verwirklichen", hörte ich sie zu Mutter sagen. Das hat meine Mutter offenbar überzeugt, denn sie ermöglichte es Fanny, im Aufnahmezentrum zu bleiben.

Mich, das gerade erst dreizehn gewordene Nesthäkchen, brachte man bei einer ortsansässigen Zahnärztin unter, Dr. Malva, die mich herzlich begrüßte, mich in mein Zimmer führte und mir versicherte: „Du kannst hier wohnen, und ich werde mich um alles kümmern, was du brauchst." Das sagte sie natürlich auf Polnisch, und ich verstand kein einziges Wort. Ich denke mir, sie hatte dem Aufnahmezentrum mitgeteilt, dass sie ein junges Mädchen bei sich aufnehmen wolle, weil sie ganz allein lebte. Ich habe sie niemals gefragt, ob sie einen Mann oder Kinder hatte. An ihren Familiennamen kann ich mich nicht mehr erinnern. Nachdem ich gesehen hatte, in welch angenehmen Umständen sie lebte, freute ich mich, bei Malva untergekommen zu sein, doch andererseits verstand ich nicht, warum meine Eltern zugelassen hatten, dass ich von ihnen getrennt und zu einer Frau geschickt wurde, mit der ich mich nicht verständigen konnte. Ich fragte Malva auf Deutsch, was sie gesagt hatte, sie kannte aber nur wenige deutsche Wörter. So gingen wir schnell zur Zeichensprache über. Ich spürte, dass Dr. Malva mich beruhigen und mir zu verstehen geben wollte, dass ich bei ihr nichts zu befürchten hätte. Sie würde mir Polnisch beibringen, und dann könnten wir miteinander reden.

Meine im Auffanglager zurückgebliebene Schwester Fanny fing an, Briefe an das Jüdische Zentrum in Warschau zu

schreiben. Durch einen Freund, den sie im Lager kennengelernt hatte, stellte sie auch Kontakt zum „Zentrum der Pioniere“ in Warschau her. Von dort erfuhr sie, dass im Oktober 1938 eine Gruppe von Pionieren Richtung Triest aufbrechen sollte, von wo sie versuchen würden, Palästina zu erreichen. Der Weg nach Triest führte damals durch Deutschland, was für meine Schwester problematisch war, da sie das Land, aus dem sie kürzlich vertrieben worden war, nicht durchqueren durfte. Nach etlichen Bemühungen, die sich wohl einen Monat hinzogen, gelang es Fanny, die erforderlichen Genehmigungen zu erhalten. Der Abschied von der Familie war nicht leicht. Nachdem Fanny unter beachtlichen Schwierigkeiten bis nach Triest gelangt war, erfuhr sie zu ihrer Bestürzung, dass die Einwanderung nach Palästina illegal war. Das hatten weder sie noch unsere Familie vorher gewusst. Ich vermute, dass meine Mutter ihr die Abreise nicht erlaubt hätte, wenn sie über diesen Sachverhalt im Bilde gewesen wäre. Ich erfuhr davon erst, nachdem der Krieg zu Ende war, und meine Schwester Fanny mir von ihrer illegalen Einwanderung erzählte. Soweit ich mich erinnere, traf Fanny gegen Januar 1939 in Palästina ein.

Während ich bei Dr. Malva wohnte, hielt ich engen Kontakt zu meiner Familie und besuchte sie oft im Hause Unger. Mutter war in alle meine Geheimnisse eingeweiht. Mein Glaube an sie war unerschütterlich, und ich bewunderte sie sehr. Meine Liebe zu ihr überstieg die Liebe einer Tochter zu ihrer Mutter. Sie war eine sehr kluge Frau und jeder Situation gewachsen. Ich erzählte Mutter, was ich bei Dr. Malva erlebte, von der schönen Wohnung und meinem Zimmer, wie gut meine Gastgeberin sich um mich kümmerte und dass sie sogar begonnen hatte, mir Polnisch-Unterricht zu geben. Rasch freundete ich mich mit einigen Mädchen aus der Nachbarschaft an. Später sollte ich sie in Birkenau wiedertreffen und konnte den neuen Freundinnen, die ich im Lager

gewonnen hatte, berichten, dass die Eltern dieser Mädchen uns während unseres Aufenthalts in Bedzin großherzig geholfen hatten.

Wie viel Zeit ich bei Malva verbrachte, weiß ich nicht mehr, aber es war mit Sicherheit nur ein kurzer Aufenthalt. Jedes Mal, wenn ich meine Mutter besuchte, versuchte ich zu verstehen, warum man mich von meiner Familie getrennt hatte. Irgendwann erfuhr ich den Grund. Das Haus der Ungers war sehr groß und luxuriös. Jedes der fast hundert Zimmer war mit eigenem Bad ausgestattet, eine Seltenheit im Polen jener Zeit, wo die Toiletten und Duschen der Wohnhäuser, die sich die Bewohner teilen mussten, zumeist im Hof lagen. Wer duschte damals überhaupt? Die Juden gingen in die Mikwe. Das Haus der Ungers war also vergleichsweise prächtig, und es diente vor allem den Handelsvertretern des Familienunternehmens. Sie waren an den Wochentagen unterwegs und kehrten zum Wochenende in das Haus der Familie zurück, um sich zu erholen. Meine Eltern befürchteten, dass es für mich als heranwachsendes Mädchen nicht gut sei, mit so vielen jungen Männern unter einem Dach zu wohnen. Deswegen wurde ich zu Dr. Malva geschickt.

Im Laufe der Zeit erfuhr ich ebenfalls, dass man nicht alle aus Leipzig vertriebenen Familien, die mit uns in Bedzin eingetroffen waren, zu den Ungers schickte. Meine Eltern wurden ausgewählt, weil sie ebenfalls wohlhabend, gebildet und von der äußeren Erscheinung her eindrucksvoll waren. Wenn ich meine Eltern im Haus der Ungers besuchte, ließen sie mich nie allein, denn ich war jung und, in aller Bescheidenheit gesagt, auch schön, und sie fürchteten um meine Sicherheit unter all den jungen Männern, die das Wochenende dort verbrachten.

Meine Eltern hatten sich stets bemüht, mir eine gute Erziehung und Ausbildung zukommen zu lassen. Jetzt waren sie besorgt, ich könnte ein Schuljahr verpassen, und erkun-

digten sich nach passenden schulischen Möglichkeiten für mich. Die große jüdische Gemeinde in Bedzin unterhielt einige Schulen. Es gab am Ort sogar ein jüdisches Gymnasium, was ungewöhnlich war, denn eigentlich fand man jüdische Gymnasien nur in Großstädten wie Warschau oder Krakau. Ich erinnere mich an die Diskussionen, die über meinen Schulbesuch geführt wurden. Sollte ich das Gymnasium von Schimon Fürstenberg besuchen, das für jüdische Schüler bestimmt war, oder eine polnische Volksschule? Meine Eltern waren sehr dafür, dass ich im Gymnasium zusammen mit jüdischen Schülern lernte, doch ließ sich das wegen der hohen Schulgebühren nicht verwirklichen, denn zu jenem Zeitpunkt stand meinen Eltern nicht viel Geld zur Verfügung. Hinzu kam, dass ich kein Polnisch konnte, was am Gymnasium aber ein Pflichtfach war. So meldeten meine Eltern mich in einer polnischen Schule an, in der Mädchen und Jungen gemeinsam lernten. Ich war im Oktober 1938 bei Malva eingetroffen, zur Zeit der Herbstferien, dann kamen die Weihnachtsferien. Erst gegen Pessach des Jahres 1939 begann ich, wieder zur Schule zu gehen. Ich habe in jenem Schuljahr allerdings nicht viel gelernt, mein Kopf war voll mit anderen Dingen. Die Schule war für mich in erster Linie ein Ort, neue Freundinnen zu finden.

Meine ersten Tage als Heranwachsende verbrachte ich im Kreis meiner zahlreichen Freundinnen in Bedzin. Mit einem Teil von ihnen sprach ich Deutsch, von anderen lernte ich Polnisch. Zudem schloss ich mich der zionistischen Jugendbewegung an, wo ich mehr als einmal ausgelacht wurde, weil ich nur Deutsch sprach. Meine Freundinnen wollten mir beibringen, polnisch zu sprechen, zu schreiben und zu lesen, doch mir bereitete das Erlernen dieser Sprache Schwierigkeiten. In der zionistischen Jugendbewegung lernte ich einen Jungen namens Avrakum kennen, der das Fürstenberg-Gymnasium besucht hatte. Von ihm erfuhr ich, dass der Philan-

throp Schimon Fürstenberg das Gymnasium in der Askago-Straße errichtet hatte, weil viele der Bedziner Juden ihre Kinder nicht auf polnische Schulen schicken wollten. Das Gebäude war sehr ansehnlich und mit allem ausgestattet, was Schüler und Lehrer brauchten. Unterrichtssprachen waren Hebräisch und Polnisch. Das Gymnasium erwarb sich einen guten Ruf und wurde von Schülern aus der gesamten Umgebung besucht. Fast alle seine Schüler waren ebenfalls Mitglieder in der Zionistischen Bewegung.

Nach unserer Vertreibung aus Leipzig besuchte ich nur drei Monate lang regelmäßig eine Schule. Nach dem Kriegsausbruch im September 1939 war ein regelmäßiger Schulbesuch nicht mehr möglich. Eltern, die über die notwendigen Mittel verfügten, engagierten Privatlehrer für ihre Kinder. In die polnische Schule konnte ich nicht weiter gehen, weil die Deutschen den Juden Beschränkungen auferlegten und die Juden nun auch an polnischen Schulen nicht mehr erwünscht waren. Meine Freundin Sala Cohen besuchte bis zum Jahr 1942 eine Privatschule. Ich vermute, meine Eltern hatten nicht genug Geld, um auch mich dorthin zu schicken.

Im August 1939 veranstaltete die zionistische Jugendbewegung ein Sommerlager. Dort lernte ich viele weitere Freundinnen und Freunde kennen. Manche von ihnen sprachen Deutsch, da sie in der Nähe der deutsch-polnischen Grenze lebten. Die meisten stammten aus der Stadt Bielitz. Ich sah ein, dass ich nicht darum herumkommen würde, die polnische Sprache zu erlernen und begann dieses Unterfangen mit der Hilfe von Dr. Malva und meinen Freundinnen. Polnisch ist, wie schon gesagt, eine schwer zu erlernende Sprache, die ich bis heute noch nicht wirklich beherrsche.

In der Jugendbewegung erfuhr ich viel über den Zionismus, seine Werte und sein Streben nach Selbstverwirklichung des jüdischen Volkes in seinem Ursprungsland. Rückblickend will es mir scheinen, als hätte ich in jener Zeit

meine grundlegende zionistische Erziehung erhalten. Unser Gruppenführer war Arie Bentov, der heute der Vereinigung der ehemaligen Bedziner in Israel angehört. Er fuhr uns zu Gruppentreffen nach Dombrova. Wir lernten die Geschichte des Zionismus und Wissenswertes über das Land Israel, doch in erster Linie wurden wir erzogen. Ich weiß noch, wie begeistert ich war, als Arie Bentov uns vom Kibbuz Tel Jitzchak erzählte, von der Gruppe, die ihre Ausbildung in unserer Bewegung erhalten hatte und von Bedzin nach Tel Jitzchak gereist war, um die zionistische Idee zu verwirklichen. In einer bestimmten Phase erlaubte man uns nicht mehr, zu Gruppenaktivitäten nach Dombrowa zu fahren. Bendov sorgte dafür, dass die Mädchen aus Dombrowa zu uns nach Bedzin kamen. In dieser Zeit war ich besonders mit vier Mädchen befreundet, deren Familien ebenfalls zu den aus Deutschland Vertriebenen gehörten.

Als ich aus dem Sommerlager zurückkam, erfuhr ich von meiner Mutter, dass sie sich mit der Absicht trug, noch im August 1938 nach Deutschland zu fahren, und die erforderlichen Genehmigungen bereits erhalten hatte. Sie wollte in Leipzig den Besitz der Familie veräußern, d.h., die eingelagerten Waren verkaufen und zumindest versuchen, auch einen Gegenwert für die Wohnung, in der wir gelebt hatten, zu erhalten. Das hatten wir vorher nicht erledigen können, denn die Vertreibung hatte uns ja wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Ich fragte Mutter, warum sie fahren wollte. Hatten die Deutschen uns mit der Vertreibung nicht schon genug zugefügt? Reichte es nicht, was sie den Juden im Pogrom, den sie höhnisch „Reichskristallnacht“ nannten, angetan hatten? Warum wollte sie sich und damit die ganze Familie noch einmal in Gefahr bringen? Doch Mutter war fest entschlossen: „Ich fahre, Punktum! Wir müssen zumindest versuchen, zu retten, was zu retten ist, und verkaufen, was wir dort zurückgelassen haben. Denn zurückkehren werden wir niemals.“

Mutter reiste ab und kehrte nach drei Wochen nach Bedzin zurück. Wir waren froh, sie heil und gesund zu sehen, und empfingen sie begeistert. Natürlich waren wir begierig zu hören, was ihr in Deutschland und in Leipzig widerfahren war. Mutter nahm Platz und begann zu erzählen. In Leipzig angekommen, war ihre erste Sorge, wo sie übernachten sollte. Sie entschloss sich, bei Frau Saknin, einer Jugendfreundin, um Quartier nachzusuchen. Die Wohnung ihrer Gastgeberin war nicht besonders groß, doch die Freundin stellte ihr ein Bett zur Verfügung. Mutter vertraute ihr an, weswegen sie nach Leipzig gekommen war, und berichtete ihr auch von dem versteckten Geld. Frau Saknin hörte ihr zu, ohne etwas zu sagen. Als erstes begab Mutter sich zu unserem Rechtsanwalt, der sich um die Geltendmachung unserer Rechte an der verlassenen Wohnung hatte kümmern sollen. Zu ihrem Entsetzen erfuhr sie, dass er nichts unternommen hatte, weil unser Bankkonto beschlagnahmt worden war und man ihm nicht erlaubte, Geld abzuheben. Die Wohnung war ebenfalls von den Deutschen beschlagnahmt und mitsamt Inventar bereits versteigert worden. Mutter sah ein, dass bezüglich der Wohnung nichts mehr zu machen war und dass sie sich nirgendwo beschweren konnte. Niemand würde ihr die Wohnung zurückgeben oder den Wert erstatten. Aber sie bat den Rechtsanwalt inständig, ihr bei der Suche nach der Person, die das Inventar ersteigert hatte, zu helfen. Dazu erklärte er sich bereit und teilte unserer Mutter bereits nach kurzer Zeit die entsprechende Adresse mit. Der Käufer betrieb einen Laden in einem kleinen Ort in der Nähe von Leipzig.

Mutter begab sich dorthin und fragte den Besitzer des Ladens nach dem Inventar. Der Mann, der mit versteigertem Gut handelte, war zunächst misstrauisch und wollte ihr keine Auskunft geben. Nachdem Mutter sich ihm als Vorbesitzerin des Hauses vorgestellt hatte, erklärte er, seines Wissens befänden die Sachen sich noch im Bodenraum über dem Laden.

Mutter fragte, ob er bereit sei, ihr die Dinge zurück zu verkaufen, insbesondere die Bettdecken, zu denen sie eine emotionale Beziehung habe und die sie wegen des plötzlichen Aufbruchs nicht habe mitnehmen können. Sie halte sich in Deutschland nur auf, um ihr Bettzeug ausfindig zu machen und nach Polen mitzunehmen. Der Ladenbesitzer erklärte sich nun erfreut bereit, meiner Mutter alles zu verkaufen, was sie haben wollte. Vor Abschluss des Geschäfts bat Mutter, prüfen zu dürfen, ob es sich wirklich um die Bettdecken der Familie handelte. Der Händler holte die Sachen vom Boden herunter, und Mutter tastete die Decken ab, wobei sie feststellte, dass das dort versteckte Geld sich noch an Ort und Stelle befand. Sie bot dem Verkäufer eine Anzahlung an und bat ihn, das Bettzeug der Familie zu verpacken und noch für ein paar Tage auf dem Boden einzulagern. Sie würde demnächst mit einem Lieferwagen kommen, um alles abzuholen und den Rest zu bezahlen.

Mutter berichtete ihrer Freundin, bei der sie übernachtete, vertrauensvoll vom Stand der Dinge und diese erbot sich, Mutter zu begleiten, wenn sie wieder zum Händler führe. Zwei Tage später machten die beiden sich auf den Weg. Mutter prüfte die „Ware“ noch einmal und beglich die Rechnung. Frau Saknin half ihr, das Bettzeug auf dem Lieferwagen, mit dem sie vorgefahren waren, zu verstauen. In der Wohnung angekommen, trennten sie die Säume auf und nahmen die Geldscheine heraus. Ich weiß heute nicht mehr genau, um welchen Betrag es sich handelte, aber es müssen zwischen zwanzigtausend und vierzigtausend Reichsmark gewesen sein, zu jener Zeit eine Riesensumme.

Nach dem gescheiterten Versuch, die Wohnung oder ihren Gegenwert zu bekommen, war es Mutter nun wenigstens gelungen, das Bargeld zu retten. Doch nun stand sie vor einem Problem, über das sie nicht nachgedacht hatte: Wohin mit dem Bargeld? Wo sollte sie es aufbewahren? So-

fort nach Polen zurückkehren wollte sie nicht, da eine weitere Aufgabe vor ihr lag. Sie beschloss, das Päckchen auf ihrem Körper zu tragen, und nachts verbarg sie es unter ihrem Bettlaken. Wohin sie auch ging, die Scheine waren stets bei ihr. Sie nahm sie sogar mit auf die Toilette. Doch eines Nachts, als sie aufstehen musste, vergaß sie das Geld unter dem Laken. Sie kam zurück und stellte entsetzt fest, dass es nicht mehr da war. War es in den wenigen Minuten, die sie auf dem WC verbracht hatte, verschwunden? Oder schon vorher? Mutter war sicher, dass in dieser kurzen Zeit kein Fremder in die Wohnung eingedrungen sein konnte. So fiel ihr Verdacht notgedrungen auf die Gastgeberin, ihre Freundin Frau Saknin.

Je länger Mutter darüber nachdachte, desto sicherer wurde sie: das Geld war gestohlen worden, während sie auf der Toilette war, und als Dieb kam nur Frau Saknin in Frage, denn außer ihr war niemand in der Wohnung. Was aber sollte Mutter nun mit diesem Wissen anfangen? Ihre Gastgeberin direkt zu fragen, traute sie sich nicht. Die würde ihre Tat höchstwahrscheinlich leugnen. Zudem stand es in ihrer Macht, Mutter den deutschen Behörden auszuliefern. So beschloss Mutter, vorerst nichts zu sagen. Im Stillen hoffte sie vielleicht, ihre Freundin könne ein schlechtes Gewissen bekommen und das Geld zurücklegen. Oder es fände sich eine andere Lösung. „Die Eile ist des Teufels“, war einer ihrer Wahlsprüche. Dementsprechend unternahm sie erst einmal gar nichts, da ein offenes Wort mit Frau Saknin sie möglicherweise in Gefahr gebracht hätte. Ihr Leben war ihr wichtiger als das Geld.

Am nächsten Tag nahm sie die zweite Aufgabe in Angriff. Sie fuhr in das Städtchen, in dem sechs große Koffer mit Strickwaren eingelagert waren, und rief den Agenten an, mit dem unser Vater regelmäßig Handel getrieben hatte, um ihm diese Ware anzubieten. Der Agent war nicht bereit, das

Geschäft am Telefon abzuwickeln. Er schlug Mutter vor, sie solle mit der Ware zu ihm nach Apolka kommen. Da ihr keine Wahl blieb, beauftragte Mutter eine Spedition, sie und die Waren nach Apolka zu bringen, wo sie sie dem Agenten zeigte. Er bot ihr sechs Reichsmark pro Stück an. Mutter wusste, dass die Sachen sehr viel mehr wert waren, aber sie wusste auch, dass sie sie nirgendwo anders anbieten konnte. Also stimmte sie dem Preis zu, der weit unter dem wirklichen Wert lag. Die Parteien wechselten einen Händedruck; damit war das Geschäft beschlossene Sache. Der Käufer stellte sich an, Mutter den Ertrag in bar auszuzahlen. Er war schon dabei, die Scheine zu zählen, als von irgendwoher sein Sohn auftauchte, offenbar ein hoher SS-Offizier. Er ließ sich von seinem Vater in die Einzelheiten des Vorgangs einweihen und erklärte dann vehement, dass er mit diesen Abmachungen nicht einverstanden sei. Mutter sollte nicht mehr als sechzig Pfennig pro Stück erhalten, sechzig Pfennig und nicht sechs Reichsmark, wie es erst vor einigen Minuten ausgehandelt worden war. Sie würden auch nicht in bar bezahlen, sondern vermittels eines Bankschecks. Wenn sie das nicht akzeptiere, dann gebe es eben kein Geschäft. Der SS-Offizier blieb unerbittlich und schrie Mutter an, sie solle abhauen und ihre Waren mitnehmen. Mutter bewahrte Ruhe und ließ sich vom Geschrei des Sohns nicht erschrecken. Sie wandte sich an den Vater und erklärte, sie würde ihm die Ware für sechzig Pfennig pro Stück verkaufen, aber nur, wenn sie das Geld sofort und in bar bekäme. Erneut wurde hart verhandelt. Am Ende übernahm der Agent sämtliche Waren, doch da er kein Bargeld im Hause habe, solle Mutter in zwei Tagen wiederkommen, dann würde die Summe ihr ausgezahlt. Eingeschüchtert wie sie nun war, wagte sie nicht einzuwenden, dass der Agent doch vor wenigen Minuten noch sein Bargeld gezählt hatte. In dieser aussichtslosen Situation stimmte sie zu, die Ware für ein Zehntel des zu-

vor ausgehandelten Preises abzugeben und die Zahlung erst zwei Tage später entgegenzunehmen. Während des Hin und Her hatte Mutter sich nicht gefragt, ob ihre Aufenthaltsgenehmigung für Deutschland in zwei Tagen noch gültig sei. In der Wohnung der Freundin angekommen, sah sie zu ihrem Schrecken, dass die Aufenthaltsgenehmigung noch am gleichen Abend ablief.

Sie teilte Frau Saknin mit, dass sie noch zwei Tage länger in Deutschland bleiben müsste. Nach Ablauf von zwei Tagen kehrte sie zum Agenten zurück, erhielt die ausgehandelte Summe und bereitete sich auf ihre Abreise vor. Frau Saknin überraschte sie mit einer barsch vorgetragenen Forderung: „Ich muss meine Kinder mitnehmen nach Frankreich, aber ich habe dafür kein Geld. Bevor Sie mein Haus verlassen, müssen Sie mir zehntausend Mark geben!" Mutter war entsetzt. Es handelte sich eindeutig um Erpressung! Die Frau, die sie für ihre beste Freundin gehalten hatte, nutzte ihre Notlage aus. Mutter wunderte sich schon nicht mehr. Sie hatte erkannt, mit wem sie es zu tun hatte. Nachdem Frau Saknin ihr Geld gestohlen hatte, war alles von ihr zu erwarten. Auf ihren Protest entgegnete die falsche Freundin: „Sie haben gar keine Wahl. Sie müssen bezahlen. Und zwar auf der Stelle. Sonst gehe ich direkt zur Gestapo und zeige Sie an." Was blieb Mutter anderes übrig als zu zahlen? Sie war von dieser Frau tief enttäuscht. Selbst als sie uns von diesem Vorfall erzählte, füllten sich ihre Augen mit Tränen und die Worte wollten ihr nicht über die Lippen kommen. In diesem Zustand hatte ich sie noch nie gesehen. Das war nicht mehr die bewunderte, starke Persönlichkeit, die nie die kleinste Schwäche zeigte, die nie die Geduld und die Fassung verlor. Mutter beschrieb die Niedertracht der ehemaligen Freundin in starken Worten. Sie erklärte, sie könne das Verhalten der Deutschen, die Vertreibung, den Verlust des Hauses und des Besitzes verkraften, sie sei bereit, wieder ganz von vorn

anzufangen. Doch etwas würde sie nie vergessen und nie akzeptieren können: Dass die größte Gemeinheit ihr ausgerechnet von ihrer besten Freundin zugefügt worden war.

Frau Saknin ließ Mutter nicht viel Zeit zum Überlegen, ob sie ihr die zehntausend Mark aushändigen sollte oder nicht. „Entweder das Geld oder ich gehe zur Gestapo!“ wiederholte sie in stärkerem Ton. Mutter verstand, dass die Würfel gefallen waren. Ihr Leben war wertvoller als das Geld. Sie händigte ihrer „Freundin“ die verlangte Summe aus, äußerte aber die Bitte, sie möge sie aufs Polizeirevier begleiten, damit ihre Aufenthaltsgenehmigung um zwei Tage verlängert würde. Frau Saknin steckte die zehntausend Mark in ihre Handtasche und ging mit Mutter zur Polizei. Dort war alles sehr einfach. Die Aufenthaltsgenehmigung wurde innerhalb von wenigen Minuten verlängert. Der zuständige Beamte nahm sich sogar Zeit für einen kleinen Scherz: „Warum so eilig, Frau Landsberg? Bleiben sie doch noch einige Tage. Wir werden ohnehin bald nach Polen gehen, und dann können sie gleich mitkommen!“

Zwei Wochen nach diesem Gespräch verstand Mutter, worauf der Beamte angespielt hatte. Deutsche Truppen fielen in Polen ein. Der Zweite Weltkrieg brach aus. Natürlich hatte Mutter das großzügige Angebot des deutschen Beamten abgelehnt und sich mit einer Verlängerung um zwei Tage begnügt. Sie hatte es eilig, nach Polen zurückzukommen, und befürchtete die ganze Zeit, Frau Saknin könne sie doch noch denunzieren und man würde sie am Überschreiten der Grenze hindern. Auf polnischen Boden angekommen, hielt sie innere Einkehr. Hatte die Reise sich überhaupt gelohnt? Sie hatte den Familienbesitz retten wollen, war viel herumgerannt, hatte das Geld und die Warenkoffer ausfindig gemacht, sich selbst in Gefahr gebracht und kehrte nun am Ende völlig erschöpft und mit fast leeren Händen nach Polen zurück, schwer gedemütigt und enttäuscht von einer

Frau, die sie für ihre beste Freundin gehalten hatte und von der sie schamlos erpresst und bestohlen worden war.

Angespannt lauschten wir der Erzählung unserer Mutter und unterbrachen sie kaum. Wir sahen, wie sie sich veränderte, als sie von den vielen Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg gestellt hatten, berichtete, aber wir sahen auch, dass sie eine gewisse Zufriedenheit darüber empfand, dass es ihr gelungen war, das Geld und die Ware aufzuspüren. Einen Trost hatte sie immerhin: Sie war gesund abgereist und gesund zurückgekommen. „Das Leben und die Gesundheit, das steht über allem", versicherte sie uns und beendete damit ihren Bericht über den Deutschlandaufenthalt im August 1939.

Nach Polen zurückgekehrt, stand sie vor der Frage, wie sie die wenigen Mark, die sie mitgebracht hatte, in polnische Zloty umtauschen sollte. Das war nur auf dem Schwarzmarkt möglich. Im Polen jener Jahre ging man nicht zur Bank, wenn man eine größere Summe wechseln wollte. Auf dem Schwarzmarkt erhielten wir zwar etwas weniger als den realen Wert, waren aber dennoch zufrieden. Mutter beschloss, die bescheidene Summe in eine Wohnung zu investieren. Im Bedziner Viertel Fueije fand sie eine Vier-Zimmer-Gemeinschaftswohnung, die wir mit einer weiteren Familie teilten, was damals in Polen gang und gäbe war. Sie war mit zwei kleinen Küchen und einem gemeinsamen Bad ausgestattet. Der andere Eigentümer war ein Offizier in der polnischen Armee, verheiratet und Vater eines kleinen Sohnes. In die neue Wohnung zog die vereinte Familie ein. Uns standen zwei Zimmer und eine Küche zur Verfügung. Ein Zimmer bezogen Jakob und Moritz, bis zur ihrer Ausreise wurde für Fanny dort ein Bett an einer Wand aufgestellt und nachts in die Küche geschoben, wo sie schlief. Ich, inzwischen vierzehn, schlief mit in dem Bett meiner Eltern. Obwohl alles sehr eng war, waren wir dort glücklich, denn wir hatten wie-

der eine eigene Wohnung, und, was noch wichtiger war, ein Kissen, auf das wir nachts den Kopf legen konnten.

Nachdem das Geld gewechselt und die Wohnung gekauft worden war, befand Mutter, dass sie Erholung brauchte, damit sie zukünftige Probleme bestehen könne. Ein ruhiges Sanatorium im kleinen tschechischen Kurort Pischka schien ihren Bedürfnissen zu entsprechen. Sie verbrachte dort zwei Wochen. Am Tag, an dem sie zurückkam, brach der Krieg aus. Deutsche Truppen drangen nach Polen ein. Deutsche Flugzeuge kreisten über dem Himmel von Bedzin und bombardierten Ziele, die in unserem Bezirk lagen.

Deutschland überfällt Polen, die Schoa kündigt sich an

Eigentlich verbrachte ich in Bedzin eine recht glückliche Zeit. Ich trat der zionistischen Jugendbewegung bei und hatte etliche Freundinnen und Freunde. Es sah ganz so aus, als würde ich endlich zu mir finden und mich wohl fühlen. Ich war nicht mehr der vorlaute Wildfang, der ich als Kind gewesen war. Doch leider dauerte diese Phase nicht lange an, denn im September 1939 brach plötzlich der Krieg aus, und am 4.9.1939 erreichten die Deutschen Bedzin. Die Wohnung, die wir gerade erst erworben hatten, lag etwas außerhalb und damit weit vom jüdischen Viertel entfernt, weswegen wir, relativ gesehen, weniger zu leiden hatten als die Bewohner des jüdischen Viertels. Einige Tage nach dem Einmarsch der Deutschen bekamen die Juden den Hass der Nazis mit voller Wucht zu spüren. Sie setzten die zentrale Synagoge, die sich inmitten des jüdischen Viertels befand, in Brand. Viele der Betenden – es geschah zurzeit der Gebete zum Schabbatausgang – konnten sich nicht retten und starben in den Flammen. Das Feuer breitete sich rasch aus, und die meisten jüdischen Häuser verbrannten, so auch das Gebäude, in dem die Mikwe untergebracht war.

Als das geschah, befand ich mich nicht in der Nähe der Synagoge, wir wohnten ja, wie gesagt, weiter weg, doch ich sah die Flammen lodern. Später erfuhr ich Einzelheiten über den Hergang. Eine Gruppe deutscher Soldaten drang unter dem Vorwand, Juden hätten von der Großen Synagoge aus auf sie geschossen, in die Häuser ein, die in der nahen Umgebung der Synagoge standen. Sie warfen Handgranaten und befahlen allen, die Häuser zu verlassen. Etwa hundert Juden flüchteten in die Synagoge, die daraufhin von den Soldaten in

Brand gesetzt wurde. Viele der Schutzsuchenden fanden den Tod. Etliche brachen aus der Synagoge aus und rannten auf einen Hügel zu. Andere wurden von den Deutschen gestellt und mussten an der Außenwand der Kirche Aufstellung nehmen. Dann befahl man ihnen zu fliehen, und als sie begannen wegzulaufen, eröffneten die Deutschen das Feuer. Viele wurden auf diese Art von hinten erschossen, anderen gelang es, auf die Anhöhe zu flüchten, wo der jüdische Friedhof lag. Ein Teil der Juden lief in die Kirche, um sich dort zu verstecken. Man hat mir erzählt, dass der polnische Priester ihnen half, sich vor den Deutschen in Sicherheit zu bringen.

Weniger als ein Jahr nach unserer Vertreibung waren wir wieder unter deutsche Herrschaft geraten. Die Deutschen wollten uns nicht und hatten uns schmählich davongejagt. Und nun kamen sie uns nach und verfolgten uns. Warum? Sie hatten uns doch schon bewiesen, wie mächtig sie waren. Die Stunden und Tage der Vertreibung standen mir wieder lebhaft vor Augen, die Erinnerung war ja noch ganz frisch. Der Brand der Synagoge ließ alle Warnlampen aufleuchten. Ich erinnerte mich an das, was während des „Kristallnacht“ genannten Novemberpogroms passiert war. Die Deutschen hatten im ganzen Land mehr als tausend Synagogen in Brand gesetzt. Uns war das erspart geblieben, doch wir hatten in Bedzin davon gehört und konnten es nicht fassen, dass ein kultiviertes Volk sich derartige Gräueltaten zuschulden kommen ließ. Kann ein zivilisierter Staat zulassen, dass auf seinem Gebiet die kulturellen Grundlagen eines anderen Volkes willkürlich verbrannt werden? Das Anzünden der Synagogen und jüdischer Geschäfte, der Raub jüdischen Eigentums, die Ermordung jüdischer Menschen – all das war wohl organisiert gewesen und keineswegs das Werk des Pöbels, wie es die Deutschen behaupteten. Der Brand der Großen Synagoge von Bedzin versetzte mich in Angst und Schrecken. Sollte das zu einer Gewohnheit der Deutschen

werden? Was noch hielten sie für uns bereit? Diese Fragen beschäftigten mich. Oft diskutierten wir bei den Treffen der zionistischen Jugend, wie wir, die junge Generation, reagieren könnten, wenn die Deutschen ihr Unwesen fortsetzten. Eine Lösung fanden wir nicht.

Das war die Situation in Bedzin. Ein Ghetto war noch nicht eingerichtet worden, doch die Juden bekamen die Willkür der Deutschen überall zu spüren. Allmählich wurden auch Restriktionen erlassen. Es wurde uns verboten, zur Schule zu gehen und uns außerhalb unseres Wohnbezirks aufzuhalten. Wir mussten eine Armbinde mit dem Davidsstern am Ärmel tragen. Gelegentlich wurden Juden auf der Straße angehalten und gedemütigt. Bis eines Tages die Soldaten anfingen, Juden zu entführen und zur Zwangsarbeit zu schicken. Das ging so vor sich: die Deutschen kamen in eine bestimmte Region, riegelten sie ab und nahmen wahllos Männer gefangen. Anschließend führten sie eine Selektion durch und schickten die „Ausgewählten“ in Arbeitslager nach Deutschland.

Ein Teil der Entführten blieb in Bedzin und musste dort Zwangsarbeit leisten. In der Anfangsphase wurden sie zum Aufspüren nicht detonierter Bomben eingesetzt. Bevor die Deutschen in Bedzin einmarschierten, hatten sie die Stadt aus der Luft bombardiert. Nicht alle Bomben waren detoniert und lagen nun als Blindgänger im Gelände. Die gefangenen Männer wurden in Zweiergruppen eingeteilt, jede Gruppe bekam eine Tragbahre. Dann wurde ihnen ein bestimmtes Gebiet zugeteilt, das sie durchkämmen sollten. Entdeckten sie einen Blindgänger, mussten sie ihn auf die Tragbahre heben und zu einem offenen Feld außerhalb der Stadt bringen.

Eines Abends kam mein Bruder Moritz nicht nach Hause. Ich fragte Mutter, ob er ihr angekündigt habe, dass er sich verspäten würde. Mutter antwortete nicht, doch ich sah den Schrecken in ihren Augen. „Oh, weh, sicher haben die Deutschen heute unseren Moritz gefangen und zur Arbeit

geschickt …“, brachte ich endlich hervor. Moritz kehrte erst in den späten Abendstunden heim, schwer atmend und aufgewühlt. Er berichtete, dass er mittags von deutschen Soldaten einfach mitgenommen und zur Arbeit, d. h. auf die Suche nach Blindgängern, geschickt worden sei. Das hatte er stundenlang getan, konnte dann aber glücklicherweise in einem unbeobachteten Moment fliehen.

Wir saßen da und lauschten Moritz. „Ich ging auf der Straße, die Deutschen umzingelten das Gebiet, in dem ich mich befand, riefen eine Ausgangssperre aus und machten Jagd auf uns Juden. Ich wollte natürlich weglaufen, aber das half nichts, sie fingen auch mich, stellten mir einen Leidensgenossen zur Seite und gaben uns eine Tragbahre. Wir sollten in der Stadt herumlaufen und nicht explodierte Bomben aufspüren, auf die Tragbahre legen und die Blindgänger begraben. Wir trugen den Toten in aller Vorsicht, damit er nicht detonierte, und begruben ihn auf freiem Feld.“ Moritz verfügte über einen besonderen Sinn für Humor. Wir mussten über seine Beschreibung lachen, bis Mutter uns ermahnte, die Zeiten seien nicht zum Lachen. Sogleich versuchten wir, unseren immer noch fassungslosen Bruder zu trösten und zu beruhigen. „Wenn du es geschafft hast, von dieser Aufgabe heil heimzukehren, dann hat auch das etwas Gutes gehabt“, so fasste Mutter das Gespräch zusammen und schickte mich ins Bett.

Eines Tages besuchte der Generalgouverneur Hans Frank unser Städtchen. Er regierte im „Generalgouvernement“, dem Gebiet, das nach der Aufteilung Polens unter deutscher Besatzung verblieb. Hans Frank war nach Bedzin gekommen, um zu verkünden, dass die Juden sich bereit machen sollten, zur Arbeit nach Deutschland geschickt zu werden. Natürlich meldete sich niemand freiwillig, aber das interessierte die Deutschen nicht. Mir war damals nicht klar, warum er kam, und ich weiß es bis heute nicht, denn Bedzin lag gar

nicht in Franks Herrschaftsbereich. Vielleicht wollte er uns nur Angst einjagen, und das ist ihm hervorragend gelungen. Kaum war er abgereist, begannen die Soldaten wieder, Juden gefangen zu nehmen und in Arbeitslager nach Deutschland zu schicken. Im Dezember 1939, knapp drei Monate nach dem Ausbruch des Krieges, wurde Moritz gefangen genommen und in ein deutsches Arbeitslager gebracht. Er musste in irgendeiner Fabrik arbeiten; die restliche Zeit verbrachte er im Lager, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere. Ich möchte betonen, dass das noch kein Konzentrationslager war, sondern ein Arbeitslager. Anfangs hatten wir überhaupt keine Verbindung zu ihm, doch irgendwann erhielten wir einen Brief, in dem Moritz uns mitteilte, dass er zum Arbeiten nach Deutschland geschickt worden sei. Erst als er zu einem Besuch eintraf, erfuhren wir, unter welch schweren Bedingungen er dort lebte.

In Anbetracht seines kläglichen körperlichen Befindens beschloss ich, ihm regelmäßig Briefe und Pakete zu senden. Woche um Woche packte ich Reis, Zucker, Gries und andere Lebensmittel in einen Karton, verschnürte ihn gut und verschickte ihn per Post. Das war kein ganz einfaches Unterfangen, denn um zum deutschen Postamt zu gelangen, musste ich das deutsche Viertel betreten, was natürlich verboten war. Doch ich ließ mich nicht einschüchtern, zog mir die Armbinde mit dem Davisstern, die wir immer tragen mussten und ohne das wir das Haus nicht verlassen durften, vom Ärmel und radelte durch das deutsche Viertel zum deutschen Postamt und brachte das Paket auf den Weg. Dabei konnte ich niemals sicher sein, ob es bei Moritz ankommen würde. Jahre nach dem Krieg erzählte mir Moritz, dass er zunächst eine Reihe von Paketen erhalten habe, später aber keine mehr eingetroffen seien. Moritz war der Meinung – darüber hatte man im Lager auch gesprochen –, dass wegen der Nahrungsmittelknappheit die Deutschen Pakete dieser Art einfach für

sich behielten. Das waren aber relativ gute Zeiten. Noch hatten die Deutschen uns nicht gezeigt, wozu sie fähig waren.

Moritz bekam zweimal Urlaub, das erste Mal zum Pessachfest. Als er in der Tür erschien, erschraken wir über sein Aussehen. Er stand vor uns und kratzte sich überall. „Ich bin voller Läuse und Nissen, bitte kommt mir nicht zu nahe. Ich muss mich erst einmal ausziehen und entlausen." Er warf seine Kleidung ab und stand nackt wie von Gott geschaffen vor uns. Mutter brachte ihm eilig die Flasche Petroleum, um die er sie bat. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er vor unserer Wohnung in Petroleum duschte. Ich griff unterdessen nach der Kleidung, die in einem Häufchen neben ihm lag, und weichte sie in einem Eimer mit Petroleum ein. Wir hatten damals nicht das Geld, um Moritz neu einzukleiden, auch waren seine Sachen noch in einem Zustand, in dem er sie wieder benutzen konnte. Deshalb wusch ich alles aus, keine einfache Arbeit, denn damals gab es noch keine Waschmaschinen. Wir wuschen alles mit der Hand.

Auch Moritz' Verhalten hatte sich geändert. In der Sedernacht, die er mit uns am Tisch verbrachte, hob er mit den Fingerspitzen jeden Krümel, der auf die Tischdecke oder den Boden gefallen war, auf und steckte ihn sich in den Mund. Mutter konnte sich nicht zurückhalten: „Moritz, wir haben genug Mazzot, warum sammelst du die Krümel auf? Du kannst so viele Mazzot essen, wie du nur möchtest." „Ihr wisst offensichtlich nicht, was Hunger ist", entgegnete Moritz, „was es bedeutet, hungrig zu sein und nichts zu essen zu haben. Da wird jeder Krümel kostbar, da wirft man nichts weg und isst sogar die Schale!" Sein Urlaub ging zu Ende, und Moritz kehrte nach Deutschland ins Lager zurück. Erst als wir im Ghetto lebten und anschließend in Birkenau verstand ich, wovon Moritz gesprochen hatte und wie wichtig eine Brotkrume für einen hungrigen Menschen sein kann.

Eines Tages entführten die Deutschen meinen Bruder Jakob. Wenn ich nicht irre, geschah das zu Beginn des Jahres 1942. Auch Jakob wurde in ein Arbeitslager geschickt, allerdings nach Cosel. Von dort kehrte er nicht zurück. Nach dem Ende des Krieges begann ich nach ihm zu suchen, um herauszufinden, was ihm zugestoßen war, doch alle Bemühungen verliefen in einer Sackgasse. Wir vermuten, dass er zu einem unbekannten Zeitpunkt in Birkenau oder an einem anderen Ort ermordet worden ist. Seit damals hat ihn niemand mehr gesehen.

Unterdessen war in Bedzin ein Ghetto eingerichtet worden. Wie alle anderen Juden des Ortes, wurden auch wir gezwungen, unsere Wohnung zu verlassen und ins Ghetto zu ziehen, das auf einem Hügel etwas außerhalb der Stadt in einem ärmlichen Viertel namens Kamjonka lag. Von dort konnten wir auf Bedzin hinabblicken. Vor dem Umzug ins Ghetto mussten wir, ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund, einige Tage bei Tante Hanna übernachten.

Die Enge im Ghetto hatte die bekannten Folgen. Nach kurzer Zeit fingen alle an, sich zu kratzen, weil uns die Läuse plagten. Ich erinnere mich, dass wir Jagd auf sie machten, doch wir mussten feststellen, dass der Plage auf diese Art nicht beizukommen war. Es blieb keine andere Wahl als das Petroleumbad. Wir rieben die befallenen Körperstellen mit Petroleum ein und verspürten eine gewisse Erleichterung. Auch alle Kleidungsstücke mussten in Petroleum eingeweicht werden. Zwar folgte uns nun der üble Geruch auf Schritt und Tritt, aber die Läuse waren wir losgeworden.

In der ersten Zeit seines Bestehens galt das Ghetto Bedzin als offenes Ghetto. Es war weder von einer Mauer noch von einem Zaun umgeben, so dass wir uns relativ frei bewegen konnten. Eines Tages erkrankte mein Vater, seine rechte Körperhälfte war plötzlich gelähmt. Wir riefen einen Arzt. Es stellte sich heraus, dass der seine Ausbildung noch nicht

beendet hatte und eigentlich gar keine Kranken behandeln durfte. Doch wir mussten uns mit seinen Diensten zufrieden geben, denn ein anderer Arzt war weit und breit nicht aufzutreiben. Nachdem er Vater untersucht hatte, lautete die Diagnose: zu hoher Blutdruck. Wenn wir nicht rasch ein Mittel auftreiben könnten, das den Blutdruck senkte, dann bestand Gefahr, dass Vater sterben würde. Dem Arzt zufolge seien Blutegel das beste Gegenmittel. Wir sollten sofort Blutegel beschaffen, damit die Vaters Blut absaugen konnten, wodurch der Blutdruck abnehmen und sich im normalen Bereich bewegen würde. „Wo gibt es Blutegel zu kaufen?“, fragte ich, und der Arzt erklärte mir: „Heutzutage kann man Blutegel nirgends offiziell kaufen, vielleicht lässt sich eine kleine Zahl auf dem Schwarzen Markt ergattern.“

Wir waren bereit, jede Summe für Blutegel zu bezahlen, Hauptsache wir bekamen sie. Am Ende gelang es dem angehenden Arzt, uns welche zu beschaffen. Sofort ließ ich mir zeigen, was ich tun musste, um Vater zu helfen. Zuerst legt man einen Blutegel an die Hauptschlagader, die sich auf der rechten Seite des Halses befindet, und wartet, bis er zu saugen anfängt. Nach einer gewissen Zeit nimmt man ihn ab und legt ihn an der linken Seite des Halses an, damit er weitersaugt. Ich sah, wie das Tier sich allmählich mit Vaters Blut anfüllte. Dann nahm ich es ab und drückte zwei Finger auf die zurückbleibende Öffnung. Den Anweisungen des Arztes zufolge musste Vater nicht jeden Tag behandelt werden, sondern nur, wenn er sich schlecht fühlte. Ich beobachtete Vater und erkannte, wann er eine Behandlung brauchte, und dann setzte ich ihm einen Blutegel an den Hals. „In diesem Augenblick beginnst du deine Ausbildung zur Medizinerin“, schoss es mir dabei durch den Kopf.

Im Ghetto wohnten wir in einem langen Gebäude. Viel durften wir beim Umzug nicht mitnehmen, wir mussten uns auf das Notwendigste beschränken. Unter anderen nahmen

wir zwei aus Deutschland stammende große Kisten mit Bekleidung und anderen Waren mit. Allmählich begann die Nahrung im Ghetto knapp zu werden, es fehlte sogar an Grundnahrungsmitteln. Außerhalb von Bedzin im Bezirk Schrudula befand sich ein landwirtschaftlicher Ausbildungshof der „Kämpfenden Pioniere“. Dort wurden Jugendliche unterrichtet, die ihren Zionismus verwirklichen und nach Erez Israel auswandern wollten. Nachts legte ich die etwa vier Kilometer nach Schrudula zurück. Der Weg erschien mir als jungem Mädchen sehr lang. Es dauerte Stunden, bis ich zurückkam. Natürlich wussten meine Eltern nicht, wohin ich ging. Die „Kämpfenden Pioniere“, die auf diesem Hof lebten und arbeiteten, bauten Obst und Gemüse an. Ich nahm jedes Mal Waren aus den Kisten mit und tauschte sie gegen Lebensmittel ein.

Mein Vater war, wie gesagt, krank und halbseitig gelähmt, meine Mutter betätigte sich auf verschiedene Weise im Ghetto, meine Brüder Jakob und Moritz waren in Arbeitslager verschleppt worden, so dass die Aufgabe, die Familie mit Essen zu versorgen, auf mir lastete. Zuerst besorgte ich nachts Lebensmittel auf dem Unterrichtshof, später tauschte ich diverse Waren aus den Kisten auch woanders gegen Essbares ein. Mutter wunderte sich und fragte nicht selten: „Sarale, wie hast du diese Dinge beschafft?“ Ich verriet ihr nicht, dass ich Tauschhandel betrieb, um sie nicht zu betrüben.

Unter den Waren, die wir aus Deutschland mitgebracht hatten, waren auch Muffs. Ein Muff ist eine Art Verlängerung der Ärmel, eine Art Röhre aus Wolle, und kann auf praktische Art Handschuhe ersetzen. An kalten Tagen steckten wir die Hände von beiden Seiten in den Muff, um sie zu wärmen. So ein Muff diente aber nicht nur zum Wärmen der Hände, in Deutschland bewahrten manche Frauen auch Bargeld in ihrem Muff auf. Meine Mutter sagte oft: „Es gibt schöne und weniger schöne Muffe, aber ein Muff ist und

bleibt ein Muff.“ Mutter vertraute mir an, dass sie während einer bestimmten Phase unser Odyssee Geld und Schmuck in den Muffen versteckt hatte.

Eines Tages kehrten wir heim und mussten feststellen, dass eingebrochen worden war. Mutter eilte gleich zu den Warenkisten, und als sie von dort zurückkam, war sie blass: Die Einbrecher hatten alle Muffe mitgehen lassen. Mutter beschloss, in der Umgebung der Wohnung zu suchen: „Vielleicht wissen die Diebe nicht, wozu die Muffe gut sind und werfen sie weg.“ Wir streiften durch die Straßen, und nach einigen Minuten rief Vater: „Hier liegen alle Muffe!“ Mutter lief zu ihm, öffnete die Muffe und fand das Geld und den Schmuck unversehrt. „Die Diebe haben nichts mitgenommen!“, rief sie und breitete die Muffe und ihren Inhalt vor uns aus. Ich bekam nun den Auftrag, die Muffe zu bewachen, denn sie stellten unsere Sicherheit dar. Mutter sagte: „Wir sind schon alt und werden immer älter. Du bist unsere Hoffnung, Sarale. Und du musst auf unseren Besitz aufpassen, denn das ist alles, was uns geblieben ist.“

Wenn ich heute im Nachhinein darüber nachdenke, empfinde ich, dass mir damals eine recht große Verantwortung aufgebürdet wurde. Den letzten Besitz der Familie zu bewachen, das war keine leichte Aufgabe. Es schien von mir abzuhängen, ob wir leben würden oder sterben müssten. Seitdem weiß ich, wie schwer Verantwortung wiegen kann. Mutters Auftrag war eine Art Übergangsritual ins Erwachsenenalter, als hätten meine Eltern verkündet, dass das Schicksal der Familie von nun an in meinen Händen läge. Ob heute noch jemand nachvollziehen kann, welche Last damit auf mir ruhte? Dem Mädchen, das bis dahin gemeint hatte, noch am Schürzenzipfel seiner Mutter zu hängen, wurde jetzt in einer kurzen, aber bedeutungsvollen Zeremonie viel mehr auferlegt als allein das Behüten der Muffe. In jenem Moment trat ich in das Erwachsenenleben ein, ohne dass mich jemand da-

rauf vorbereitet hatte. Meine Kindheit fand ein jähes Ende: Ich war nicht nur für mein Schicksal verantwortlich, sondern auch für das Schicksal meiner Eltern. Wir hatten die Rollen getauscht. Mir war die Aufgabe zugefallen, für das Wohl meiner Eltern zu sorgen, und auch das meine nicht zu vergessen. Erschüttert und voller Ehrfurcht stand ich vor Vater und Mutter und übernahm die Verantwortung.

Nicht nur, dass uns im Ghetto Hunger, Enge und Krankheiten bedrängten, hinzu kamen die Gerüchte. Ich würde sagen, die Gerüchte waren das Schlimmste. Manche erwiesen sich im Laufe der Zeit als richtig, die meisten jedoch waren aus der Luft gegriffen. Zwischen diesen beiden Arten zu unterscheiden war nicht einfach. Nachdem die Grenzen des Ghettos enger gezogen worden waren, verbreitete sich das Gerücht, die Deutschen beabsichtigten, das Ghetto „judenrein" zu machen. Zu diesem Zeitpunkt gab es Anzeichen, die auf die wahren Absichten der Deutschen hinwiesen. Alle Juden aus dem großen Ghetto in Kamionka, also auch wir, mussten in ein kleines Ghetto umziehen, das in der Nähe des Bahnhofs lag. Man wies uns eine Wohnung im vierten Stock zu, die wir mit weiteren Familien teilten. Ich spähte manchmal auf die Gleise und sah, dass leere Züge einfuhren und die Station mit Juden beladen verließen. In unserem Zimmer, in dem noch eine Familie wohnte, stand nur ein Bett, auf dem meine Eltern schliefen. Ich musste unter dem Bett schlafen. Die anderen Familien hausten in ähnlichen Verhältnissen. Wir lernten es, auch mit diesen Zuständen fertigzuwerden. Die Hauptsache war doch, dass wir lebten.

Toiletten gab es in der Wohnung nicht, wir mussten unsere Notdurft in Eimern verrichten. Wie soll ich meine Gefühle beschreiben? Ich, ein heranwachsendes Mädchen, war gezwungen, mich zu entblößen und meine Geschäfte vor Fremden zu erledigen, um gar nicht davon zu reden, dass es auch vor den Augen meiner Familie geschah. Unter den

herrschenden Umständen war es schwer, auf Sauberkeit und Hygiene zu achten, doch auch damit fanden wir uns ab, denn wir dachten immer, es könnte noch viel schlimmer sein. Die Hauptsache war doch, dass wir lebten.

Als sich die Gerüchte über das nahe Ende des Bedziner Ghettos verstärkten, suchte ich nach einem Versteck für uns. (Wir nannten diese Verstecke „Bunker".) Ich fand im kleinen Ghetto ein Zimmer, dessen einziger Zugang mit einem Kleiderschrank verstellt werden konnte. Als sich die Anzeichen der Räumung des Ghettos mehrten, beschloss ich, mit meinen Eltern in den Bunker zu gehen. Meinen kranken gelähmten Vater musste ich auf den Rücken nehmen, Mutter ging neben uns. Ich trug einen weißen Kittel, damit jeder, der uns sah, denken würde, ich sei eine Krankenschwester und dabei, einen Verletzten zu behandeln. Der weiße Kittel hatte mir bis dahin bereits gute Dienste geleistet, besonders bei Räumungsaktionen, von denen wir ab August 1943 mehrere erlebten. Im weißen Kittel blieb ich unbehelligt und konnte meine Eltern und mich jedes Mal in Sicherheit bringen.

Mutter bat mich, ich möchte doch auch meine Tante und ihre Tochter vor dem Abtransport retten. Ich kehrte also ins Ghetto zurück, wo ich auf einen deutschen Soldaten traf, dem ich erzählte, ich sei Krankenschwester und hätte den Auftrag, ein krankes Mädchen aus dem Ghetto herauszuholen. Er ließ mich hinein und half mir dann auch, die rasch erfundene Aufgabe zu erfüllen. Ich fand meine Tante und sagte ihr: „Tu, als ob du ohnmächtig wirst, dann kann ich dich und deine Tochter aus dem Ghetto herausbringen!" Mit meiner kleinen Cousine auf dem Arm ging ich dem deutschen Soldaten entgegen und erzählte ihm, die Mutter des Mädchens sei ohnmächtig geworden, als sie sah, dass ich ihre Tochter mitnahm. „Vielleicht könnten Sie mir helfen, auch die Mutter herauszubringen? Ich werde dafür sorgen, dass beide nachher zurückkommen." Die spontane Antwort er-

staunte mich. „Gut, in Ordnung“, sagte er nur. Ich wunderte mich, wie leicht die Sache ging. Hatte der Soldat nicht nachgedacht oder war er einfach ein gutherziger Mensch? Ich bat meine scheinbar ohnmächtige Tante, sich an mich zu lehnen und sich an meinem Rücken festzuhalten. So entführte ich die beiden aus dem Ghetto und fand für sie ein Versteck, das nicht weit von unserem entfernt lag.

Wer diesen Geschehnissen in jener Zeit von der Seite aus zusah, konnte feststellen, dass die jüdische Gemeinschaft begann, sich aufzulösen. Die Leute dachten nur noch an sich. Ich möchte allerdings davor warnen, die Menschen, die dort waren und sich nur noch um sich selbst und die engste Familie kümmerten, moralisch zu verurteilen. Im Rückblick zweifele ich nicht daran, dass die Deutschen, bevor sie uns ermordeten und in die kommende Welt schickten, darauf aus waren, Zwietracht unter uns zu säen, Streit auszulösen und den Hass zwischen einem Mann und seinem Nächsten zu schüren. Ich, die ich dabei war, spürte deutlich, dass die Nazis nach dem Prinzip „trenne und herrsche“ vorgingen. Sie sorgten dafür, dass wir uns an inneren Zwistigkeiten aufrieben, damit sie ihre satanischen Absichten ungestörter ausführen konnten. Um dafür ein Beispiel zu geben, habe ich von der vorläufigen Rettung meiner Tante und ihrer Tochter berichtet, bei der ich mein Leben gefährdete und damit auch das Leben meiner von mir abhängenden Eltern. Im Weiteren werde ich erzählen, warum diese Tante sich von uns abwandte, als wir alle in Birkenau waren.

Eines Tages fiel uns auf, dass ungewöhnlich viele deutsche Soldaten ins Ghetto einrückten. Aus Erfahrung und vom Hörensagen wussten wir, dass die Deutschen alle Orte „judenrein“ machten, und wenn sie mit einem Ghetto fertig waren, zogen sie zum nächsten. So sollte es dem Vernehmen nach in Krakau, in Radom und in Warschau gewesen sein. Wir wussten auch, dass unser Ghetto zu den letzten gehörte,

die noch nicht geräumt worden waren. Alle Deutschen, die nach Bedzin strömten, brauchten angemessene Unterkünfte – das war auch einer der Gründe, weshalb wir mit vier Familien in einer Wohnung hausen mussten.

Ich komme jetzt zum 8.8.1943. Viele Familien waren bereits abtransportiert worden. Wir gehörten zu den letzten noch Verbliebenen. In unserem Bunker begann das Wasser knapp zu werden. Ich schlüpfte in den weißen Kittel und sagte meiner Mutter, dass ich hinausgehen wolle, um Wasser zu besorgen und um die Lage in den anderen Bunkern zu erkunden. Kaum hatte ich das Versteck verlassen, da entdeckte mich auch schon ein deutscher Soldat:

„Wohin?"

„Ich brauche Wasser", entgegnete ich.

„Wissen Sie, dass wir dabei sind, das Ghetto zu räumen?", fragte er.

„Die Juden interessieren mich nicht", sagte ich, „was ich brauche, das ist Wasser."

Während des Wortwechsels sah ich, dass er eine Armbinde trug, aus der hervorging, dass er aus Leipzig kam. Ich fragte rundheraus, ob er die Nikolaistraße kenne. Anstatt zu antworten, fragte er zurück:

„Woher kennen Sie die Nikolaistraße?"

„Ich bin in Leipzig geboren und habe in der Nikolaistraße gewohnt."

„Welche Nummer?", fragte der Soldat. Während ich ihm antwortete, spürte ich, dass zwischen uns eine Verbindung entstand, eine Verbindung, die ich ausnutzen musste. Vielleicht würde dieser Deutsche mir helfen, meine Eltern vor dem nächsten Abtransport zu bewahren.

„Brauchen Sie Hilfe? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?"

Ich benutzte die gleiche Taktik, die er vorher benutzt hatte, und stellte ihm, statt zu antworten, eine Frage:

„Wobei können Sie mir denn helfen?"

„Ich kann Ihr Leben retten!“

„Schön und gut, aber Sie müssen wissen, dass ich Eltern habe. Meine Mutter und mein Vater halten sich zurzeit versteckt.“

Der Deutsche riet mir, meinen Vater an einen bestimmten Platz zu bringen. Ich kehrte also in den Bunker zurück, half meinem Vater heraus und führte ihn zur angegebenen Stelle. Dann brachte ich ihm einen Eimer Wasser und sagte ihm, er solle auf mich warten, ich käme gleich zurück. „Trink Wasser so viel du willst, aber schütte es bitte nicht weg.“ Nun ging ich zum Versteck zurück und erzählte meiner Mutter von dem Soldaten aus Leipzig, der versprochen habe, uns aus dem Ghetto herauszuhelfen.

„Ob er Geld will oder etwas anderes – ich bin bereit, alles zu tun, wenn ich euch nur retten kann!“

„Und was dann?“, fragte Mutter, „wohin gehen wir, wenn wir aus dem Ghetto herauskommen? Dein Vater kann nicht mehr ohne Hilfe laufen, und ich will ihn auf keinen Fall allein lassen. Wir leben nun schon so lange zusammen, ich werde mich niemals von ihm trennen!“

Nun führte ich Mutter dorthin, wo Vater wartete. Es war in der Nähe des Sammelplatzes, von dem aus die Juden in die Züge nach Birkenau getrieben wurden.

Man hat mich oft gefragt, ob ich damals im Ghetto wusste, dass die Züge, die Bedzin verließen, die Menschen nach Birkenau brachten. Und hatte ich außerdem auch gewusst, dass Birkenau ein Todeslager war? Ja, mir war bekannt, dass die Züge nach Birkenau fuhren, und mir war ebenfalls bekannt, dass Birkenau ein Todeslager war. Ich hatte jemanden getroffen, der mit einem der Transporte nach Birkenau gebracht worden war und dem die Flucht aus dem Lager gelang. Der Mann, sein Name war Jossele Rosenbach, kehrte nach Bedzin zurück und berichtete bei einem der Treffen der Zionistischen Jugendbewegung, dass alle Züge nach

Birkenau fuhren und dass die Juden dort in Gaskammern ermordet wurden. Als er geendet hatte, gab er uns den Rat: „Flieht aus den Zügen, ganz egal, wohin. Die Hauptsache ist, dass ihr nicht in Birkenau landet, denn dort werden Juden verbrannt." Meine Eltern und ich, wir haben diesem Mann Glauben geschenkt, doch es gab damals viele Leute, die ihm nicht glaubten.

Nachdem ich Mutter und Vater mit Wasser versorgt hatte, suchte ich meine Freunde in ihren Verstecken auf, um zu sehen, was sie planten. Vielleicht ließe sich etwas organisieren. Als erstes ging ich zum Bunker der Vereinigung „Gordonia" und klopfte den vereinbarten Code an die Tür, woraufhin man mir öffnete. Ich erzählte, dass Bedzin bald „judenrein" gemacht werde und dass kaum noch Juden da seien. Dann fragte ich sie, ob sie etwas brauchten. Sie teilten mir mit, dass sie fürs Erste im Bunker bleiben würden. Möglicherweise würden sie tun, was die Aufständischen im Ghetto Warschau getan hatten. Wir waren über die Vorgänge dort genau im Bilde, denn einigen Juden war die Flucht aus Warschau gelungen und sie erzählten uns vom blutigen Aufstand im Ghetto. Ich ging weiter zu anderen Verstecken der zionistischen Jugend wie den Pfadfindern oder der Gruppe „Freiheit". Auch dort wartete man auf den richtigen Zeitpunkt, um zu tun, was die Kämpfer im Ghetto Warschau getan hatten.

Nach meiner Runde durch die Verstecke der mir bekannten Jugendgruppen war ich wie benommen. Warum kümmerte jede Vereinigung sich nur um sich selbst? Warum schlossen sie sich nicht zusammen? Im relativ großen Bunker der „Freiheit" saßen wohl fünfzig Mitglieder, und sie waren von den anderen völlig isoliert und dachten nur an ihre eigenen Belange. Ich hatte allen gesagt, dass Bedzin innerhalb kurzer Zeit „judenrein" gemacht würde, und sie hockten immer noch herum und warteten auf den richtigen Zeitpunkt. Auch ich gehörte dem Untergrund an, meine Aktivitäten

waren aber beschränkt, ich erfüllte keine wichtige Aufgabe. In der Hauptsache fungierte ich als Botin und brachte Materialien oder Petroleum von Ort zu Ort. Leider gehörte ich zu den untersten Rängen, dabei war ich inzwischen achtzehn geworden und hätte durchaus eine bedeutendere Position einnehmen können.

Auf dem Rückweg zu meinen Eltern, die in der Nähe des Versammlungsplatzes auf mich warteten, traf ich den Soldaten aus Leipzig, der fragte, was mit meinen Eltern sei. Ich teilte ihm mit, dass meine Eltern nicht bereit seien, aus dem Ghetto zu fliehen. In erster Linie sei es meine Mutter, die sich ausdrücklich weigere, meinen halb gelähmten Vater in diesen schlimmen Augenblicken allein zu lassen. „Soll ich zumindest dich aus dem Ghetto schmuggeln?“, fragte er. Fest entschlossen antwortete ich ihm: „Ich werde bei meinen Eltern bleiben und ihnen folgen, wohin sie auch gehen müssen.“ Ich hatte übrigens vorher schon einige Male Gelegenheit gehabt, aus dem Ghetto zu fliehen. Es gab sogar einen Ort, an dem ich mich hinterher hätte aufhalten können. Was mich davon abgehalten hatte, war der Gedanke, dass ich für meine Eltern sorgen müsste, da meine beiden Brüden Jakob und Moritz den Deutschen bereits in die Hände gefallen waren. Immer wieder fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, der Krieg könne bald enden und meine Eltern würden ihn überleben. Sie waren doch eigentlich noch jung, kaum fünfzig Jahre alt. Sie hatten sich jahrelang um uns Kinder gekümmert und alles für uns getan. Wenn auch nur die kleinste Chance bestand, dass sie den Krieg lebend überstehen könnten, musste ich da nicht bei ihnen bleiben?

Der Strom meiner Gedanken wurde abrupt unterbrochen. Dutzende von deutschen Soldaten mit Gewehren in der Hand erschienen auf dem Versammlungsplatz und befahlen den Juden schreiend: „Schnell, schnell, in die Züge. Nehmt eure Sachen und besteigt die Züge.“ Wieder nahm ich Vater

auf den Rücken, und Mutter ging neben uns. So schleppten wir uns zu den Geleisen, auf denen ein Güterzug mit fensterlosen Viehwaggons wartete. Viele Menschen drängten sich hinein, von den Soldaten zur Eile angetrieben. „Schnell, schnell“, schrien sie immerzu und schoben uns weiter in die Enge. Für weitere Bedrängnis sorgten diejenigen, die sich an ihr armseliges Hab und Gut klammerten. Es herrschten unmögliche Zustände. Das Verladen ging zu Ende, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Noch während ich mich ins Innere des Waggons drängte, dachte ich an die Beschwernisse des Ghettolebens. Sie hatten sich tief in mein Bewusstsein eingegraben, so tief, dass auch das langsame Rad der Zeit sie nicht würde auslöschen können. Wann immer ich gezwungen war, davon zu sprechen, drehte sich mir der Magen um. Welche Mühen hatte es mich gekostet, selbst die geringste Menge Nahrung aufzutreiben, meinen gelähmten Vater zu pflegen, meiner Mutter in ihrer Sorge um das Schicksal der Familie beizustehen. Ich habe hier versucht, für jene, die nicht dort waren, möglichst anschaulich etwas vom Ghettoleben zu schildern. Was machten der Hunger, die Enge, die Krankheiten, der unablässige Kampf ums tägliche Überleben und das Schlimmste, die immerwährende Drohung weiterer Vertreibung, mit uns? Mehr als einmal habe ich mich gefragt: Wozu weiter leiden? Wofür noch leben? Das schrille Pfeifen der Lokomotive reißt mich aus meinen Grübeleien. Der Zug setzt sich in Bewegung.

Destination Auschwitz-Birkenau

Wir waren unterwegs, doch niemand hatte uns gesagt, wohin die Reise gehen sollte. Ein Blick in die Gesichter verriet, dass ein Arbeitslager wohl kaum das Ziel sein würde. Stickende Augusthitze lastete auf den eng aneinander gedrängten Männern, Frauen und Kindern, den Alten und Kranken. Die Familien versuchten, sich gegenseitig zu beschützen, die Eltern die Kinder, die Jungen die Alten. Wir brauchten nicht lange herumzurätseln, die Fahrtrichtung sagte alles. Unser Ziel war Birkenau, und Birkenau bedeutete Tod. Sollten dies die letzten Stunden unseres Lebens sein? Würden wir unserer Bestimmung ergeben entgegengehen? Konnten wir noch etwas tun, um das Ende hinauszuschieben? Gab es noch eine Möglichkeit, die Eltern zu retten? Im Waggon herrschte tiefe Niedergeschlagenheit. Auf dem Weg zum Ziel hielt der Zug viele Male. Wann immer er einen anderen Schienenstrang kreuzte, kam er zum Stillstand und ließ andere Züge passieren. Während die Fahrt sich verlangsamte, sprangen einige junge Männer ab, doch die Kugeln der Mörder holten sie sofort ein. Die Deutschen hatten sich in verschiedenen Positionen aufgestellt und schossen auf die Fliehenden. Wer nicht von einer Kugel getroffen starb, brach sich die Beine beim Aufprall nach dem Absprung. Aus unserem Waggon wagte niemand die Flucht. Die Fahrt zog sich lange hin. Im Herzen meldete sich eine zaghafte Hoffnung. Ging es vielleicht doch nicht nach Auschwitz-Birkenau? Dauerte die Zugfahrt von Bedzin nach Birkenau nicht nur eine Stunde? Zumindest an gewöhnlichen Tagen. Aber waren diese Tage etwa gewöhnliche?

Nach dem Ende des Krieges traf ich zufällig einen der Männer, die damals auf dem Weg nach Birkenau aus dem

Zug gesprungen waren (an seinen Namen erinnere ich mich nicht mehr). Von ihm erfuhr ich, dass die Kugeln der Deutschen viele Fliehende tödlich trafen; andere blieben behindert, weil ihre Knochen beim Landen nach dem Absprung aus dem fahrenden Zug zertrümmert wurden. Sie haben viel leiden müssen, doch es gab stets einen Trost: Sie waren am Leben geblieben.

Es ist wahr: Wir gingen demütig zu den Waggons, wir wehrten uns nicht mit physischer Gewalt. Wer hätte denn überhaupt die Kraft gehabt, sich gegen die vielen bewaffneten Deutschen aufzulehnen, die ohne Zögern jeden erschossen, der versuchte, etwas zu unternehmen? Jeder trachtete danach, sich möglichst weit von den Deutschen fernzuhalten. Obwohl wir schon eng zusammengedrängt standen, stiegen immer mehr Leute in den Waggon. Die Deutschen schoben sie von hinten hinein. Die Reise dauerte einen ganzen Tag, vielleicht sogar noch etwas länger – im dunklen Waggon verloren wir unseren Zeitsinn. Es war August, heiß und stickig. Der Waggon besaß keine Luftklappen. An zwei Seiten standen Eimer, und bald begannen die Leute sich zu erleichtern. In den Schweißgeruch mischte sich der Gestank der Exkremente. Und wem das nicht reichte, dem sagten die elenden Mienen der Eingepferchten den Rest.

Wie schon gesagt, kannte ich das Ziel der Reise und wusste, was uns dort erwartete, und dennoch keimte in mir Hoffnung auf. Vielleicht war das, was der Entflohene uns beim Treffen der Zionistischen Bewegung erzählt hatte, bare Einbildung gewesen? Sicher war das Lager nicht so schrecklich, wie er es beschrieben hatte. Vielleicht würden wir gerettet? Vielleicht würde der Krieg enden, bevor wir an die Reihe kämen? Eine noch so schwache Hoffnung blinkt immer auf und gibt uns die Kraft, den schlimmsten Zuständen zu begegnen. Ja, es war schmerzhaft, dass die Solidarität Brüche erhalten hatte. Der Geist der Brüderlichkeit war abgelöst

worden von Verzweiflung und Entfremdung. Inzwischen dachten alle nur noch an sich. Die elenden Umstände entblößten die bösen Seiten des Menschen. Einige verhielten sich in der Tat wie Tiere.

Tief im Innern wusste ich natürlich, wohin wir gebracht wurden. Wir hatten bei den Treffen der Zionistischen Jugend über das Thema gesprochen und man sagte uns, dass die Züge aus Bedzin unzweifelhaft nach Birkenau fuhren. Ich dachte noch einmal an den Rat, den uns der aus Birkenau geflohene Jossele Rosenbach gegeben hatte: „Flieht aus den Zügen, ganz egal, wohin. Die Hauptsache ist, dass ihr nicht in Birkenau landet, denn dort werden Juden verbrannt."

Die meisten Einwohner des Ghettos, die diese Dinge von Jossele gehört hatten, wollten sie nicht glauben. Jetzt, hier im Waggon, während ich versuchte, meine Eltern zu beschützen, so gut es ging, verspürte ich das Ungeheuerliche unserer Lage. Wir wurden in Viehwaggons in den Untergang transportiert. Ich bat meine Eltern, bei mir zu bleiben und sich nicht von mir zu trennen. In einer anderen Ecke des Waggons hatte ich meine Tante Genenda Abramowitz entdeckt. Sie stand dort mit ihrem Mann Abraham (Alter), ihrer Tochter Sala und ihrem Sohn Eizig. Tante Gananda hatte am Stara Rinko, dem Marktplatz von Bedzin, ein Lokal betrieben, eine Schankstube, in der man auch einfache Mahlzeiten bekam. Die meisten ihrer Gäste waren Juden und Bauern gewesen. Jetzt sah ich, wie Gananda sich bemühte, ihre Kinder zu behüten, und sie in die Nähe der Ritzen drängte, durch die etwas Luft hereinzog. Aber wie hätte ich mir Sorgen um andere Mitreisende machen können? Meine ganze Aufmerksamkeit galt den Eltern.

Der Waggon war so vollgestopft, dass man kaum atmen und sich so gut wie gar nicht bewegen konnte. Mich interessierte in jenen Augenblicken nur, wie ich meinen Eltern beistehen konnte. Ich drängelte mich mit Vater auf dem Rü-

cken bis an die Wand, wo ein Eimer stand. Mutter bahnte sich einen Weg, um uns zu folgen. Ich stellte mich zwischen meine Eltern und die Wand und schuf einen Zwischenraum zwischen dem Eimer und der Wand und einen gewissen Abstand zu den anderen Leuten, so dass Mutter und Vater immerhin atmen konnten und in dem schrecklichen Gedränge nicht zerquetscht wurden. Wie lange die Reise wirklich dauerte, weiß ich nicht, ich weiß nur noch, dass sie sich unglaublich in die Länge zog, weil der Zug unterwegs immer wieder anhielt.

Wieder einmal bremste der Zug. Ich spähte durch die Ritzen in der Bretterwand und sah ein Gebäude. Kein Schild gab den Namen der Station bekannt. Die Waggontüren wurden geöffnet, und wir atmeten erleichtert auf. Endlich sah man wieder Tageslicht. Endlich wieder frische Luft. Doch gleich begann der gespenstische Tanz: „Raus, raus, schnell, schnell! Alle Sachen stehen lassen und herauskommen!“ Mit diesen Schreien empfingen uns die deutschen Soldaten auf der Rampe. Ich überlegte mir, wie ich meinen gelähmten Vater vom Waggon auf die Rampe hinunterbringen sollte. Ich bangte um sein Wohlergehen, um sein Schicksal und wartete, bis die meisten Leute ausgestiegen waren. Dann kletterte ich mit Vater auf dem Rücken hinunter auf die Rampe. Mutter schleppte sich hinter uns her. Unterdessen bemerkte ich, dass die Deutschen die Männer und Frauen trennten. Männer wurden nach rechts geschickt, Frauen und Kinder nach links. Blitzschnell ließ ich meine Augen über das Gelände schweifen. Außer dem kleinen Stationsgebäude sah ich nirgends ein Haus. Ein schwerer Verdacht keimte in mir auf. Wohin hatte man uns gebracht? Jossele Rosenbach hatte doch erzählt, Birkenau sei ein Lager mit Blöcken. Wir aber standen auf einem Bahnsteig, um uns herum nur Deutsche, SS-Leute. Auf der Rampe entdeckte ich einige Juden in gestreifter Kleidung, die den SS-Leuten halfen, Ordnung her-

zustellen und die Menge zu beruhigen. Wir baten sie, uns zu sagen, wohin wir gekommen waren, doch sie antworteten nicht.

Dann erschallte der Befehl: „Männer nach rechts, Frauen und Kinder nach links!“ Ich verstand nicht, warum man uns trennte, aber ich verstand sehr schnell, dass man die Befehle der Deutschen besser auf der Stelle befolgte. Es zerriss mich innerlich. Ich wandte mich zu Vater und erklärte ihm: „Vater, ich fürchte, ich kann dir jetzt nicht mehr helfen. Du musst hinübergehen, dorthin, wo die Männer stehen. Du musst jetzt für dich selbst sorgen.“ Ich half ihm noch bis zu den Reihen der Männer und bevor ich mich verabschieden konnte, schrie mich ein Deutscher an, ich solle sofort zu den Frauen gehen. Im Fortlaufen konnte ich Vater noch zurufen: „Vater, ich weiß nicht, ob wir uns wiedersehen, pass auf dich auf …“ Der Deutsche, einen bellenden Schäferhund an der Leine, unterbrach mich barsch: „Marsch ab, zu den Frauen!“ Noch ein Blick zurück, ein kurzes Winken, und ich hastete zur Gruppe der Frauen, Mutter mit den Augen suchend.

Ich erkannte sie unter den vielen Frauen, die alle auf der Rampe standen, und drängte mich zu ihr durch. Aus den Erzählungen, die ich bis dahin über Birkenau gehört hatte, wusste ich, dass die Selektion unmittelbar bevorstand. Ein deutscher Offizier, von vielen SS-Leuten umgeben, näherte sich. Er wartete, bis wir uns alle richtig eingeordnet hatten. Mutter stand neben ihrer Schwester (Tante Gananda) und deren Tochter Sala. Das konnte nichts Gutes bedeuten. Mir war, als vernähme ich eine innere Stimme: „Sara, pass auf deine Mutter auf. Hier bahnt sich Böses an.“ Ich warnte Mutter auf der Stelle: „Nimm auf keinen Fall Sala mit. Die soll mit ihrer eigenen Mutter gehen, und du gehst mit mir!“ Mutter rückte etwas von ihrer Schwester ab. Ich zog den weißen Kittel aus, den ich immer noch anhatte. Darunter trug ich einen schwarzen Kittel. Ich kniff Mutter in die Wangen

und massierte sie, damit sie etwas Farbe bekämen. Mutter war schließlich erst fünfzig und sah gut aus, ich wollte, dass sie gesund wirkte und jünger als sie war. Dann kümmerte ich mich um mich selbst. Während ich mir den weißen Kittel wieder überzog, geschah genau das, was ich befürchtet hatte. Meine Tante stellte sich neben mich, und ließ ihre Tochter Sala neben Mutter allein. Mutter nahm Sala an sich, und so kam es, dass sie beide gemeinsam vor Mengele erschienen. Ich rannte zu Mutter und schrie wie verrückt: „Mutter, warum tust du das? Schieb das Kind weg!“ Nun passierten zwei Dinge gleichzeitig: ein deutscher Soldat drängte mich in die Reihe zurück, so dass ich mich meiner Mutter nicht nähern konnte, und dabei musste ich beobachten, dass Mengele Mutter und meine kleine Cousine nach rechts schickte, zu den alten Frauen und den Kindern. Mutter war verloren! Es gab nichts mehr zu tun. Von nun an bewegte ich mich wie ein Automat, nahm Aufstellung vor Mengele und hielt unter seinem kalten zynischen Blick den Atem an. Er musterte meinen Körper und bedeutete mir, nach links zu gehen. Gleich nach mir stellte meine Tante sich der Musterung, und Mengele schickte auch sie nach links.

Auf der „Judenrampe“ stehend, erkannte ich, dass unser Jugendleiter recht gehabt hatte: Auf dieser Rampe entschied sich unser Schicksal auf Gedeih und Verderb. Jetzt sah ich mit eigenen Augen, wie jener berüchtigte Mengele oder ein anderer Arzt, der ihn bei der Selektion vertrat, ohne mit der Wimper zu zucken das Schicksal der vor ihm Stehenden besiegelte. Eine simple Bewegung seines Zeigefingers genügte; links ging es ins (vorläufige) Leben, rechts in den sicheren Tod. Von hier an war mir klar, dass all die im Ghetto kreisenden Gerüchte der Wahrheit entsprochen hatten. Wer nicht mehr jung und arbeitsfähig war, konnte nicht mit Gnade rechnen. Der Zeigefinger beorderte Alte, Kinder, Kranke und auf andere Art Nutzlose nach rechts. Wohin sie

dann gebracht wurden, hatte ich noch nicht herausgefunden. Solange es nicht dich und deine Familie betrifft, hältst du stand, klammerst dich an eine Hoffnung. Mutter hatte auf meinen Zuruf, sie solle von ihrer kleinen Nichte abrücken, nicht reagiert, sondern hielt Sala an der Hand und wandte sich mit ihr nach rechts, wohin Mengeles Zeigefinger sie beordert hatte.

Ob Mutter wohl wusste, dass ihr Schicksal in diesem Augenblick unwiderruflich besiegelt war? Wusste Tante Gananda es? Das entzieht sich meiner Kenntnis, aber ich nehme an, dass Gananda genau wusste, was sie tat, als sie ihre kleine Tochter zu meiner Mutter schob und sich selbst neben mich stellte. Am erstaunlichsten aber bleibt Salas Verhalten. Sie hängte sich nicht an ihre Mutter, sie suchte nicht einmal nach ihr, sondern drängte sich an ihre Tante, meine Mutter. Zornentbrannt schrie ich meine Tante an: „Wegen Sala geht meine Mutter jetzt in die Gaskammer!“ Gananda fragte prompt zurück: „Wer sagt denn, dass sie nicht auch ohne Sala dort gelandet wäre?“

Was ich befürchtet hatte, war eingetreten. Ich konnte mir nicht verzeihen. Wie hatte das geschehen können? Das Gefühl der Schuld hat mich bis heute nicht verlassen. Weil sich das Entscheidende so plötzlich und so schnell abgespielt hatte, konnte ich nicht rechtzeitig eingreifen, um Mutter zu retten. Ich schaute nach rechts und sah ihre sich entfernende Gestalt. Sala drängte sich an sie. Und auf der linken Seite stand ich, neben mir meine Tante. Ich hatte Mutter zum letzten Mal gesehen. Die Gedanken an den Augenblick, in dem ich sie verlor, quälen mich zum heutigen Tag, genauso, wie sie mich damals quälten, als ich untätig zusehen musste, wie meine geliebte und bewunderte Mutter in den Tod ging. Ich habe ihr Bild stets vor Augen: eine gut aussehende, noch junge Frau. Richtig schön im Vergleich zu den anderen Frauen ihres Alters, die nach links, ins Leben geschickt wurden. Wie

konnte sie nur diesen furchtbaren Fehler begehen, vor dem ich sie doch noch gewarnt hatte? Wieso nahm sie Sala, die Tochter ihrer Schwester, an sich? Hatte sie das überhaupt aus freien Stücken getan, oder hatte Gananda das Mädchen in Mutters Arme geschoben? Woher hätte das Kind den Mut nehmen sollen, ihre Mutter loszulassen und sich an meine Mutter zu klammern? So heftig, dass sie sie auf der Rampe nicht einmal für eine Minute losließ? Sala war doch erst zehn Jahre alt.

Später erst, ich befand mich noch auf der verfluchten Rampe, begriff ich, wie groß die Katastrophe war, die sich innerhalb von Minuten zugetragen hatte: Ich hatte meinen Vater und meine Mutter verloren. Meine Tante dagegen hielt sich beständig an meiner Seite auf und wollte mit mir reden, doch ich ignorierte ihre Bemühungen. Ich hatte nur noch Verachtung für sie übrig und wollte nichts mehr von ihr hören und sehen. Wie hatte sie als Mutter ihre kleine Tochter opfern können und damit auch ihre ältere Schwester auf den Weg in die Gaskammern gebracht? Nur, um ihr eigenes Leben zu retten?

Ich selbst hatte einige Male die Möglichkeit gehabt, allein zu fliehen, doch ich hatte nicht eine Sekunde lang überlegen müssen. Mein Platz war an der Seite meiner Eltern. Sie sollten auf keinen Fall allein bleiben. Und nun hatte meine Tante, die jüngere Schwester meiner Mutter, einen Weg gewählt, auf dem sie sich retten konnte und ihre nächsten Verwandten dem Tod auslieferte. Meine Mutter war fünfzig und hatte vier Kinder zur Welt gebracht, Fanny, Moritz, Jakob und mich, Sara. Gawanda hatte nur zwei Kinder, die zehnjährige Sala und den zwölfjährigen Eizik. Mir wurde später berichtet, dass Eizik die Schoa überlebt hat, doch ich weiß nicht, was nach dem Krieg aus ihm geworden ist.

Ich war so stark mit dem Verlust meiner Mutter beschäftigt, dass ich gar nicht darüber nachdachte, wie es Vater er-

gehen mochte. Nachdem ihre Gestalt verschwunden war, ließ ich meine Blicke über die Gruppe der Männer wandern, um nach Vater Ausschau zu halten, aber auch ihn sah ich nicht mehr. In jenen Momenten wurde mir bewusst, dass ich sowohl Mutter als auch Vater verloren hatte. Alle Gefühlsregungen erstarben, ich wurde völlig ruhig. Was empfindet jemand, dessen ganze Welt in einem Augenblick zusammengebrochen ist? Noch heute, wenn ich mich an jenen schicksalhaften Moment auf der Rampe erinnere, tut mir das Herz weh. Doch damals blieb ich in den ersten Minuten ganz ruhig, der Schock muss zu groß gewesen sein, oder ich hatte das Geschehen noch nicht verinnerlicht. Ich konzentrierte mich auf die Frage, wie ich selbst weiterleben und überleben sollte. Erst nachdem ich verstanden hatte, dass ich meine Eltern nie wiedersehen würde, begriff ich, dass ich das Teuerste verloren hatte. Ich musste alle meine seelischen Kräfte aufbieten, um ihnen nicht zu folgen. Ich kämpfte gegen den Tod durch die Deutschen, doch in erster Linie musste ich gegen mich selbst kämpfen. Von nun an beschäftigte mich nur eine einzige Frage: Wie kann ich diese Hölle überleben.

Wie lange ich noch auf der Rampe stand, weiß ich nicht mehr. Wie lange dauert es, bis man die Größe eines solchen Verlustes erfasst hat? Ich war mir meiner Umgebung nicht bewusst, bis ein schriller Pfiff mich in die Realität zurückriss. Die Selektion war beendet. Die Frauen und Kinder wurden auf Lastwagen getrieben und in aller Eile abtransportiert. Auf die gleiche Weise wurden auch die Männer fortgeschafft. Dann waren wir an der Reihe. Man ließ uns Richtung Birkenau marschieren. Der Marsch dauerte etwa eine halbe Stunde, und ich überlegte die ganze Zeit, ob ich wohl meine Eltern im Lager noch einmal wiedersehen würde. Würde ich Gelegenheit bekommen, mich von ihnen zu verabschieden? Ihnen zu danken für die achtzehn Jahre, in denen sie mir ihre Liebe geschenkt hatten? Mutter noch einmal zu küssen,

wie ich sie immer geküsst hatte, wenn sie irgendwo hinging? Würde ich Vater noch einmal in die Augen sehen dürfen? Mich dafür entschuldigen können, dass ich, seine jüngste Tochter, für die er so gut gesorgt hatte, ihm in den wenigen Minuten, die wir noch gemeinsam auf der Rampe verbrachten, nicht hatte helfen können? Meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich weinte leise. Irgendwann fand ich mich im Lager wieder, ohne zu wissen, wie ich dorthin gelangt war. Von anderen Gefangenen erfuhr ich, dass ich mich tatsächlich in Birkenau befand.

Als erstes erkundigten wir uns danach, was die Deutschen mit den Frauen, Kindern und Männern gemacht hatten. Waren die Lastwagen ebenfalls im Lager eingetroffen oder waren sie woanders hingefahren? Jeden, den ich traf, fragte ich, ob er wüsste, was die Deutschen mit den Leuten gemacht hätten, die auf den Lastwagen eintrafen. Die Antwort war deutlich genug: „Schau auf den Rauch aus den Krematorien. Sie sind unterwegs ins Himmelreich …“ Ich hatte meine Eltern verloren, ich würde sie nie wiedersehen. Wie sollte ich mit einem solchen Wissen weiterleben? Man ließ mir nicht viel Zeit, darüber nachzugrübeln. Wir wurden in das Lager 1, in den Frauenblock gebracht. Von nun an musste ich alles machen, was man mir befahl.

Als erstes wurden alle Frauen in eine große Baracke gedrängt, wo wir uns nackt ausziehen und unsere Kleidung auf einen Haufen in der Mitte legen mussten. Der Befehl wurde in so schneidendem Ton vorgebracht, dass wir auf Anhieb verstanden, es sei lebensgefährlich, sich ihm zu wiedersetzen. Ich blickte um mich und erkannte etliche Frauen, die mit mir aus Bedzin gekommen waren. Und nun sollte ich, das achtzehnjährige Mädchen, mich vor aller Augen ausziehen. Wie soll ich beschreiben, was ich damals empfand? So etwas würde ich freiwillig natürlich nie getan haben, doch nun unter Zwang blieb mir keine Wahl. Allmählich sickerte

die Erkenntnis in mich ein, dass ich mich an einem Ort befand, an dem nichts mehr normal war. Nach und nach wirst zu einem Teil des Ortes, des nicht Normalen. Deine Sinne stumpfen ab, du beginnst zu funktionieren wie ein Automat. Wir hatten den Befehl erhalten, uns auszuziehen, also zogen wir uns aus und legten unsere Kleider gehorsam auf einen Haufen in der Mitte der Baracke. Später kam eine deutsche SS-Offizierin, breitete eine Decke in der Mitte des Raumes aus und verlangte von jeder Frau, die noch im Besitz von Gold, Geld, Schmuck, einer Uhr oder anderer Wertgegenstände sei, diese Dinge auf die Decke zu legen. Und wehe der, die noch mit Wertgegenständen erwischt würde. Nun gingen einige der Nackten zur Decke und legten darauf nieder, was sie noch besaßen. Gleichzeitig machten Frauen, die eine Armbinde mit der Aufschrift „Kapo“ trugen, unter uns die Runde und steckten ihre Finger suchend in verborgene Körperöffnungen. Als sie näher kamen, stockte mir der Atem. Ich hatte mir bei unserer Ankunft in Birkenau einen Diamantring meiner Mutter in den Darmausgang geschoben. Wenn die Kapos den finden würden, wäre mein Leben in Gefahr. Sollte ich ihn herausnehmen und abgeben oder ihn in seinem Versteck lassen und mich gefährden? Wer weiß, vielleicht würde der Ring, der in diesem Augenblick völlig wertlos zu sein schien, mir irgendwann einmal das Leben retten. Blitzschnell beschloss ich, auf ihn zu setzen, was heißt, dass ich mit meinem Leben spielte. Ich würde meinen Diamanten nicht hergeben! Die Kapo kam und fragte, ob ich etwas versteckte. Ich schüttelte den Kopf. Sie begann sofort, meinen nackten Körper abzusuchen und steckte auch ihre Finger in verschiedene Öffnungen. Doch die Suche blieb zu oberflächlich, sie fand nichts und wandte sich der nächsten zu. Mein Atem ging wieder normal.

Die erste Phase der Aufnahmeprozedur hatte ich heil überstanden. Anschließend wurden wir zu einer Reihe von

Frauen geführt, die auf hölzernen Hockern saßen. Jede von uns nahm ihrer „Friseuse“ gegenüber Platz, und sofort begannen sie mit unserer Einweihung in die Geheimnisse des Lagers. Meine Friseuse arbeitete gründlich und ließ auf meinem Körper kein einziges Haar zurück. Ich fühlte mich tief gedemütigt. Meine Umgebung war mir völlig gleichgültig geworden. Was mit mir gemacht wurde, war mir fast schon egal. Ich wollte nur eins: Am Leben bleiben. Ich hob den Kopf und sah die anderen Frauen an, ein Schauspiel, das ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen werde. Nur vor einigen Stunden waren wir in Birkenau eingetroffen, jede Frau ein besonderer Typ mit einem persönlichen Charakter, mit der ihr eigenen Menschlichkeit. Jede von uns war eine ganze Welt gewesen. Und was hatten die Deutschen nun mit uns gemacht? Sie nahmen uns die Weiblichkeit, unser menschliches Antlitz, unser Ich. Im ersten Moment legte sich mir beim Anblick der anderen ein Lächeln auf die Lippen, doch dann begriff ich, dass ich genauso aussah wie sie. Die Aufnahmeprozeduren machten uns mit dem Lagergeheimnis vertraut.

Ich bemerkte, dass die Deutschen noch einmal eine Art Selektion vornahmen. Ab und zu zogen sie eine Frau, der es nicht gut zu gehen schien, aus der Gruppe heraus und nahmen sie mit, irgendwohin. Was mit ihnen geschah, weiß ich bis heute nicht. Dann wurden wir wie eine Herde zu den Duschen geführt. Nein! Ich hatte keine Angst, dass dies die Gaszellen sein könnten, denn ich sah Wasserpfützen am Boden. Aus den Duschen floss Wasser und auch von den Seiten wurden wir mit Schläuchen abgespritzt. Einer der Deutschen hielt sogar einen kalten Strahl auf uns. Der Schock war so stark, dass ich mich wie gelähmt fühlte. Ich verlor die Fähigkeit, über das nachzudenken, was mit mir geschah.

In manchen Augenblicken war die Peinlichkeit so groß, dass ich mir nichts dringlicher wünschte als allein zu sein.

Doch wie sollte man in einer Baracke voller nackter Frauen, die alle gleich aussahen, seine Privatsphäre bewahren? Während ich über meinen Zustand nachsinne, sehe ich, dass eine Frau sich auf mich zu bewegt. Anfangs erkannte ich sie nicht, denn sie sah aus wie alle anderen im Duschraum, doch als sie anfing, mit mir zu reden, schwand jeder Zweifel. Es war meine Tante Gawanda. Sie unternahm einige Gesprächsversuche, doch ich wollte nicht mit ihr reden und nicht einmal in ihrer Nähe stehen. Ich war unglaublich wütend auf sie, für mich war sie schuld am Tod meiner Mutter.

Nach dem Duschen brachte man uns in einen anderen Raum, in dem wir eine Nummer erhielten. Von diesem Augenblick an war ich für die Deutschen nicht mehr Sara Landsberg, sondern die Nummer, die mir gleich auf den linken Unterarm tätowiert werden würde und mich von nun an begleiten sollte, wohin auch immer ich mich wandte. Ich sah eine Reihe von Frauen, die emsig am Tätowieren waren. Bevor ich merkte, wie mir geschah, saß ich vor einer polnischen Gefangenen, die mich aufforderte, ihr meine Nummer zu geben und ihr meinen linken Arm entgegenzustrecken. Sofort nahm sie ihr Werk in Angriff, und ich sah zu, wie mein neuer Name Zahl um Zahl auf meinen Unterarm tätowiert wurde: Fünf, zwei, null, sieben, sieben – 5 2 0 7 7. Zum Schluss fragte die polnische Frau mich leise, ob ich Jüdin sei.

„Ja“, gab ich zurück.

„Verrat es keinem. Sag einfach, du seist eine polnische Christin“, riet sie mir und fügte hinzu: „Ich werde kein Dreieck neben deine Nummer setzen, dann weiß niemand, dass du Jüdin bist.“

Ich bestand darauf, das Dreieck zu erhalten: „Als Jüdin bin ich hierher gebracht worden, und als Jüdin werde ich diesen Ort verlassen. Mein Judentum wird mir niemand nehmen.“

Kurz darauf erhob ich mich, auf meinem Unterarm die Nummer 52077 und daneben ein kleines Dreieck.

Die nächste Station war die Kleiderausgabe. Eine Reihe von Frauen stand neben einem Kleiderhaufen und händigte jeder von uns Bekleidung und Schuhe aus. Ich erhielt einen kurzen schwarzen Mantel und zwei Schuhe, die in Größe und Farbe nicht zusammenpassten. Noch im selben Raum setzte eine große Tauschaktion ein. Jede Frau versuchte, sich Kleider und Schuhe zusammen zu tauschen, die ihr in etwa passten. Ich brachte dafür kein Interesse auf und hoffte nur, die Strapazen der Aufnahme würden bald ein Ende nehmen und ich könnte ein wenig mit mir allein sein.

Wer sich inmitten eines Prozesses befindet, kann den Ablauf der Dinge nicht überblicken, schon gar nicht, wenn er unter einem Schock steht. Aber am Ende hältst du inne, um einen Augenblick nachzudenken, und merkst dann, dass du dich bereits verändert hast. Du bist nicht mehr die Person, die im Lager eintraf. Nur einige Stunden sind vergangen, doch du hast dich radikal verändert. Für die Umwelt bist du kein Mensch mehr, du bist eine Zahl. So hat man es mir gesagt: „Ab jetzt bist du 552077. Ein schreckliches Gefühl. Was hätte ich dagegen tun können? Sie sind viele, sie sind stark, ich muss machen, was man mir sagt. Auflehnen kann ich mich nicht. Jeder, der aufbegehrt, wird ohne Umschweife in die Gaskammer geschickt. Du beginnst, es zu verinnerlichen: Wenn du leben willst, musst du ihre Befehle blind befolgen.

Von jenem Block im Frauenlager A – später erfuhr ich, dass er „Sauna“ genannt wurde – erreichten wir nach einem kurzen Marsch den Block 15 im Frauenlager Birkenau. Beim Eintreten fiel gleich eine Schar Flöhe über uns her, eine Ladung Frischfleisch war eingetroffen, und alle wollten davon probieren. Vor dem Block saßen nicht wenige Frauen, die damit beschäftigt waren, auf Kopf und Körper nach Flöhen zu jagen, um sie zwischen den Fingerspitzen zu zerdrücken. Draußen wie drinnen herrschte eine schwer erträgliche Au-

gusthitze. Ein neues Leben begann, ein Leben im Schatten der Krematorien, ein Leben, in dem der Tod herrschte. Ein Leben, das ich mit Hunderten von Frauen teilte. Ein Leben, das zunächst unmöglich erschien. Ein Leben, das nach allem, was ich verloren hatte, den Namen Leben eigentlich nicht mehr verdiente.

Nach dem Verlust meiner Eltern und nach der Einführung in das Geheimnis des Lagers erwartete mich nun die nächste Lektion: Wenn du hier überleben willst, musst du kämpfen. Du musst um alles und jedes kämpfen, denn was du willst, das wollen tausend andere Frauen auch. Ja, wir im Block 15 etwa tausend Frauen. Außer zu kämpfen lernst du noch etwas: dass du manchmal auch verzichten musst, um zu überleben. Das erste, auf das ich im Block verzichten musste, war die Privatsphäre. Wir schliefen auf Pritschen in drei Etagen. Jede Pritsche musste mit anderen geteilt werden. Zwei der Frauen, die mit mir aus Bedzin gekommen waren und denen die meiner Nummer folgenden Zahlen eintätowiert worden waren, wählten ebenso wie ich die oberste Pritsche. Später kamen noch drei Frauen hinzu. Ich teilte also die etwas mehr als einen Meter breite Pritsche mit zwei Bekannten und drei Unbekannten. Selbst dicht aneinander gedrängt fanden wir kaum Platz für unsere Körper. Doch als ich mich umsah, musste ich erkennen, dass wir noch Glück gehabt hatten, denn auf anderen Pritschen drängten sich acht oder sogar zehn Frauen. Auf der Pritsche lag eine dünne Strohmatte, jeweils sechs Frauen bekamen eine Decke. Matten und Decken waren voller Flöhe und Läuse. Oi, Bruch, schoss es mir durch den Kopf, die ich einmal ein verwöhntes kleines Leipziger Mädchen gewesen war, das gern im Mittelpunkt stand und dem es immer gutging. Sogar im Ghetto hatte ich ein Eckchen für mich gehabt, wenn auch nur in der Größe einer Matratze unter dem Bett. Wie sollte ich diese neue Lage verkraften? Wie könnte mich aus ihr befreien?

Die erste Nacht in Birkenau war die schwerste meines Lebens. Ich machte kein Auge zu. Sechs Frauen in einem Bett, wie sollte das gehen? Es war heiß und eng auf der Strohmatte, und die Flöhe hielten Festschmaus. Wir kratzten uns die ganze Nacht, und im Morgenlicht mussten wir entdecken, dass unsere Körper mit schwarzen Pünktchen übersät waren. Aber das war gar nichts im Vergleich zu den Zuständen in den Latrinen. Dass es in Birkenau weder Toiletten noch Duschen gab, brauche ich wohl nicht extra zu erwähnen. Wer sich in der Nacht erleichtern musste, dem stand ein Eimer im Blockeingang zur Verfügung.

(Die Blöcke waren nach dem Muster von Pferdeställen gebaut. Allerdings wurden die Pferde nachts gewärmt, für die Juden machte man sich diese Mühe nicht.)

An den ersten drei Tagen waren wir strengster Disziplin unterworfen. Wir durften den Block nur zu einem Zweck verlassen, zum Appell. Zweimal am Tag jagte man uns auf den vor dem Block liegenden Platz hinaus, wo wir uns geordnet aufstellen mussten. Die Verantwortliche mit dem Titel „Blockälteste" ging durch die Reihen und zählte uns. Wenn sie ihrer Vorgesetzten Meldung gemacht hatte, dass alle versammelt waren, schickte sie uns in den Block zurück. Zweimal am Tag wurden wir zum Latrinenblock geführt, wo wir uns erleichtern konnten. Nachts benutzten wir dafür, wie schon erwähnt, einen am Blockeingang aufgestellten Eimer. In der ersten Nacht kannten wir die „Spielregel" noch nicht, die da lautete: Wer den Eimer füllt, muss ihn auch entleeren. Als ich mich auf den Eimer setzte, merkte ich, dass er schon fast voll war. Nachdem ich gepinkelt hatte, fielen einige Frauen über mich her: „Du hast den Eimer vollgemacht, du musst ihn jetzt auskippen gehen!" Nun durfte ich etwas tun, was sonst verboten war. Ich durfte die Baracke verlassen und mit dem vollen Eimer zu den Latrinen gehen, wo ich ihn entleerte und an seinen Platz zurückbrachte. Während

ich mich zu meiner Pritsche durchtastete, standen mehrere Frauen auf und benutzten den Eimer, weil sie wussten, dass er jetzt leer war. So lernte ich nach und nach die Lagerregeln kennen. Wer überleben wollte, tat gut daran, sich an sie zu halten.

Am vierten Tag führte man uns nach dem Appell und der Ausgabe der schwarzen Morgenflüssigkeit, die unverdienterweise „Kaffee“ genannt wurde, nicht in die Baracke zurück, sondern aus dem Block hinaus ins Arbeitslager. Bereits beim Verlassen des Frauenlagers erwartete uns eine Überraschung. Ein Frauenorchester stand neben dem Tor und bemühte sich, den Ausziehenden den Tag zu verschönern. Eine wahre Hölle. Was sollte die Musik? Ein Ständchen in Birkenau? Auschwitz-Birkenau und Musik – das sind zwei Dinge, die unmöglich zusammenpassen, zuckte es mir durch den Kopf. Allmählich verinnerlichte ich allerdings die wirkliche Bedeutung des Lagers und verstand, dass der Ausdruck „unmöglich“ nicht angebracht war, denn hier war alles möglich. Hier galten eigene Gesetze, die Gesetze des Lagers, an die man sich am besten so schnell wie möglich gewöhnte. Dazu gehörte, dass ich alles, was ich an Kultur, gutem Benehmen, Bedürfnissen, Gedanken, heimlichen Wünschen und ähnlichem mitgebracht hatte, vor dem Tor abgelegen musste. Im Lager sah die Welt anders aus. Hier war auch dein Innenleben anderen Gesetzen unterworfen, an die man sich, wie schon gesagt, besser schnell gewöhnte. Deine Existenz und dein Leben hingen von der Anerkennung und Befolgung dieser ungeschriebenen Gesetze ab.

Wir schritten durch das Tor und gelangten hinaus ins Freie, in die Welt jenseits der elektrischen Zäune. Erst jetzt begann ich zu begreifen, wo ich war. Das ganze Lager war umgeben von Elektrozäunen und Wachtürmen, bemannt mit bewaffneten SS-Soldaten. Wir gingen einige Kilometer, ich konnte nicht abschätzen, wie viele es waren, bis wir an

ein freies Feld kamen, auf dem ein Haufen Steine lagerte. Man befahl uns, die Steine vom Haufen zu einem wohl hundert Meter entfernten Platz zu schleppen. Jede Frau hob einen der nicht eben kleinen Steine auf und trug ihn an die bezeichnete Stelle. Diese Knochenarbeit führten wir von morgens bis abends aus. Mittags gab es eine kurze Pause, in der eine dunkle Flüssigkeit verteilt wurde, die sich etwas vom Morgentrunk unterschied und Suppe genannt wurde. Ich war so hungrig, dass ich die Flüssigkeit ohne zu überlegen hinunterschluckte. Als ich damit fertig war, näherte sich mir eine Kapo. Ich fasste allen Mut zusammen und wandte mich an sie: „Verzeihung, was soll das für eine Art Arbeit sein? Warum schleppen wir die Steine von einem Haufen zum anderen? Hat das einen Sinn?“ Ich sah den verächtlichen Blick, den sie mir zuwarf, aber ich sah auch ihr Erstaunen darüber, dass ich gewagt hatte, eine Frage zu stellen. Die Antwort blieb nicht aus: „Was machst du in der Gruppe der Jüdinnen?“ Es dauerte eine Weile, bis ich den Sinn ihrer Frage verstand. Die Kapo war eine deutsche Gefangene, und ich hatte mich in fließendem Deutsch an sie gewandt, deswegen dachte sie, auch ich sei eine deutsche Gefangene. Ich erklärte ihr, dass ich aus Leipzig stammte und stolz sei auf mein Judentum. Als sie das hörte, sagte sie: „Hier sterben die Frauen wie Fliegen. Such dir lieber eine andere Arbeit.“

Im Frauenlager gab es einen besonderen Block, in dem die Latrinen untergebracht waren. Hierher führte man uns zweimal täglich, morgens und abends. Die berühmte deutsche Ordnung: Du darfst dich nicht erleichtern, wenn du das Bedürfnis verspürst, du musst dich nach deutschen Richtlinien erleichtern, und zwar zweimal täglich. Im Block befanden sich viele Reihen von Löchern, über die man sich hockte. Alle tausend Frauen wurden auf einmal in den Block gebracht, und jede suchte sich ihr Loch, um ihre Bedürfnisse in der zugeteilten Zeit von fünf bis zehn Minuten zu erledigen. Ein

Block war bereits vor uns dagewesen, und ein anderer Block war bereits auf dem Weg zu den Latrinen. Ich brauche den Gestank, der dort herrschte, wohl nicht weiter zu beschreiben. Es gab kein fließendes Wasser und kein Papier zum Abwischen. Selbst in einem so intimen Augenblick, in dem man allein sein möchte, beraubte man uns der Privatsphäre. So wurden wir in ein weiteres Lagergeheimnis eingeweiht, eine weitere Lektion, die ich in den ersten Tagen lernte: Man muss alles akzeptieren, was einem gesagt wird. Es bleibt einem keine andere Wahl. Das Recht zu wählen war uns beim Eintritt ins Lager genommen worden. Das Schlimmste für mich war, dass man sich nirgendwo beschweren konnte.

Am zweiten oder dritten Tag merkte ich nach dem Appell, dass Hößler, einer der Kommandanten im Frauenlager, sich in der Nähe aufhielt. Ich ging auf ihn zu und sprach ihn auf Deutsch an: „Ich bin eine junge, gesunde Frau. Bitte schicken Sie mich in ein anderes Arbeitslager. Hier gibt es nichts für mich zu tun. Ich will richtige Arbeit." Hößler musterte mich verächtlich. Die Deutschen, die in der Nähe standen, machten sich bereit, über mich herzufallen. Hößler bedeutete ihnen, noch zu warten, und fragte höhnisch: „Woher nimmst du die Frechheit, mich anzusprechen?" Ganz ruhig erwiderte ich: „Ich habe nichts zu verlieren. Entweder Sie schicken mich in die Gaskammer oder Sie geben mir eine andere Arbeit. So wie jetzt kann ich nicht weitermachen. Ich bin bereit zu arbeiten, aber ich möchte Arbeit, die irgendeinen Nutzen bringt, und nicht nur Steine sinnlos hin und her schleppen." Ich merkte, wie geringschätzig er mich musterte, als er fragte: „Welche Nummer hast du?" Ich krempelte den Ärmel des Kittel auf, den ich trug, deutete auf die Zahl und las auf Deutsch: „Fünf, zwei, null, sieben, sieben." Ich war ziemlich verwundert, dass er überhaupt mit mir sprach, und nun hörte ich auch noch, wie er die Nummern auf Deutsch wiederholte: „Fünf, zwei, null, sieben, sieben. Quersumme einundzwanzig.

Einundzwanzig[2] ist eine Glückszahl! Sie wird auch dir Glück bringen, du wirst am Leben bleiben. Ich werde dir helfen." Ich dankte ihm und ging zu meiner Gruppe zurück.

Am Abend rief die Blockälteste meine Nummer und forderte mich auf, zu ihr zu kommen. Wir hatten alle Angst vor ihr. Sie war eine furchtbare Frau. In den drei, vier Tagen, die ich in ihrem Block war, hatte ich schon gemerkt, wozu sie fähig war. Ich ging zu ihr und sagte sofort meine Nummer auf. Sie ließ mich nicht beenden und fing gleich zu schimpfen an: „Wie konntest du es wagen, mit Obersturmführer Hößler zu reden? Du hast dich umsonst in Gefahr gebracht. Er hätte dich sofort zum Strafkommando schicken können. Aber du hast Glück gehabt. Er hat befohlen, dass du noch heute Abend zum Straßenkommando gehst. Gleich wird jemand kommen und dich abholen. Aber dein Verhalten war nicht richtig. Jetzt werde ich dafür bestraft." Ich entschuldigte mich bei ihr und sagte, ich hätte nicht gewusst, dass es verboten war, sich an Hößler zu wenden. Aber nun hatte ich es getan, und er hatte mich nicht weggejagt, sondern mich angehört. „Ich sagte ihm, dass ich lieber woanders arbeiten würde, und er versprach mir einen anderen Arbeitsplatz ..."

Einer der Gründe, weswegen ich mich an Hößler wandte, war die Lage der Jüdinnen aus Saloniki im Frauenlager, deren Gruppe mir sofort bei meiner Ankunft in Birkenau aufgefallen war. Nach einigen Tagen wurde mir klar, dass sie von uns allen am meisten litten. Sie waren einen Monat vor mir eingetroffen, und sie waren das polnische Klima nicht gewohnt. Sie verstanden die Sprache nicht. Mir fiel auf, dass sie von Tag zu Tag magerer wurden und nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen schienen. So wollte ich auf keinen Fall aussehen. Auch deswegen freute ich mich, dass Hößler mich in ein anderes Kommando versetzte, mir eine nützliche Arbeit zuwies. Ich wusste damals nicht, was mich erwartete und dass ich mich zu früh freute. Noch am gleichen Abend holte

eine andere Kapo mich ab und brachte mich zum Straßenkommando, wo ich beim Straßenbau helfen sollte. Obwohl ich dort arbeitete, zog ich es vor, bei meinen Freundinnen in Block 15 zu übernachten.

Die Arbeit im Straßenkommando war sehr hart und dauerte von morgens bis abends. Wir mussten unter schwierigen Bedingungen Steine schleppen und Straßen pflastern. Ich wollte leben, tat getreulich alles, was man von mir verlangte, und drückte mich vor keinem Auftrag. Schon bald hinterließ die unmenschliche Anstrengung Spuren. Ich wurde immer schwächer. Der Winter stand vor der Tür. In der Kälte fiel mir die Arbeit noch schwerer als in der Sommerhitze. Nach drei Wochen stellte ich fest, dass ich am Ende meiner Kraft war. Aber ich wollte auch nicht sein wie all die Frauen, die vor dem Block saßen und mit Flöhen und Läusen kämpften. Bevor ich zusammenbrach, brachte man mich ins Revier. Dort hielt ich mich ein oder zwei Tag auf, dann wurde ich wieder entlassen.

Eines Tages entdeckte ich, dass einige Frauen und Männer relativ frei herumliefen. Die Frauen sahen gut aus und waren gut angezogen. Ich sprach eine von ihnen an und erkundigte mich, zu welchem Kommando sie gehöre. „Kommando Kanada", lautete die Antwort. „Worin besteht eure Arbeit?", wollte ich wissen. Ihre Aufgabe war es, den Besitz, mit dem die Juden ankamen, zu sammeln und in das Lager Kanada zu bringen. Dort sortierten sie die Sachen: Schuhe, Koffer, Hemden, Unterhemden, Unterhosen, Schmuckstücke, Bilder usw. wurden jeweils auf getrennte Haufen gelegt und dann in bestimmte Blocks geschafft, wo gelegentlich ein Zug hielt und die Dinge abtransportierte. Die Frau blinzelte mir zu und erklärte, die Arbeit im Lager Kanada sei die beste, die es im Lager gäbe.

In jener Nacht konnte ich nicht schlafen. Ehrlich gesagt, konnte ich in vielen Nächten nicht schlafen. Entweder war es zu warm, zu kalt, zu laut, oder Flöhe, Läuse und das

Schnarchen der anderen störten mich. Doch diesmal schlief ich nicht, weil mich der Gedanke beschäftigte, wie ich wohl ins Lager Kanada gelangen könnte. Nachdem ich mir in der Nacht etwas ausgedacht hatte, sagte ich der Blockältesten beim MorgenAppell, dass ich mich nicht gut fühlte und ins Revier gehen möchte. Meine Freundinnen warnten mich, vom Revier sei der Weg in die Gaskammern nicht weit. Doch das interessierte mich nicht, ich hatte nur ein Ziel vor Augen: möglichst schnell ins Lager Kanada geschickt zu werden. Abends verkündete ich meinen Bettnachbarinnen, dass ich am nächsten Tag ins Büro von Hößler gehen und ihn um eine Versetzung bitten würde. „Bist du verrückt geworden?“ fragten sie entsetzt. „Der wird dich sofort ins Gas schicken.“ „Ich habe nichts zu verlieren“, entgegnete ich, „ich bin auch so am Ende, soll er mich doch ins Gas schicken und mich von meinem Leid erlösen.“

Im Lager hatte ich ein Mädchen aus einem anderen Block kennengelernt, das im Sekretariat arbeitete. Sie hatte die Aufgabe, Post zu den außerhalb liegenden Büros verschiedener Offiziere zu bringen. Sie hatte mir verraten, wo sich Hößlers Büro befand, und mich gleichzeitig gewarnt, ich solle es nicht wagen, dorthin zu gehen. Aber ich hatte ja, wie gesagt, nichts mehr zu verlieren. Am nächsten Morgen ging ich nach dem Appell nicht zur Arbeit, sondern blieb ein paar Minuten am Tor stehen und hörte dem Spiel des Frauenorchesters zu. Ich zeigte der Wache am Ausgang meine Nummer und behauptete, Hößler habe mich zu sich bestellt. Man öffnete mir das Tor und ich ging sicheren Schrittes hinaus, ohne Aufsehen zu erregen. Am Büro angelangt, klopfte ich an die Tür und wartete. Hößler öffnete und blickte die vor ihm stehende völlig erschöpfte Jüdin im gestreiften Anzug erstaunt an.

„Wer bist du?“, fragte er ärgerlich. „Wie bist du aus dem Lager heraus gekommen? Wie wagt du es, mein Büro zu betreten?“ Ich streckte ihm meinen Arm entgegen: „Sehen

Sie sich meinen Arm an! Sie haben mir einmal gesagt, meine Nummer bringe Glück. Erinnern Sie sich denn nicht an mich?“

„Doch, jetzt erinnere ich mich. Welche Nummer war das?“

Ich krempelte den Ärmel auf und las auf Deutsch: „Fünf, zwei, null, sieben, sieben. Ich möchte eine andere Arbeit.“

„Welche Arbeit?“

Ich erzählte ihm von den gutaussehenden Frauen aus dem Lager Kanada und bat ihn, mich dem Lager Kanada zuzuteilen. Er würde versuchen, mit zu helfen, sagte Hößler, ich solle unterdessen in meinen Block zurückkehren und es nicht wagen, das Lager noch einmal ohne seine Erlaubnis zu verlassen. Ich bedankte mich und wollte ihm noch sagen, wie sehr ich sein Verhalten zu schätzen wüsste, doch er befahl mir, auf der Stelle zu verschwinden und ins Lager zurückzugehen.

Bis heute ist mir unverständlich, warum Hößler mich überhaupt empfing, mir zuhörte und mir half, von einem anderen Arbeitslager ins andere zu wechseln. Lag es an meinem fließenden Deutsch? Oder an meiner äußeren Erscheinung? Ich war achtzehn Jahre alt und sah trotz des Lageraufenthalts noch gut aus. Am nächsten Morgen kam eine Kapo aus dem Lager Kanada und rief meine Nummer: „Fünf, zwei, null, sieben, sieben!“ Ich sprang auf und folgte ihr geradewegs ins Lager Kanada.

Ich überlege heute, wieso ich es damals wagte, das Lager ohne Begleitung zu verlassen. Nachdem ich die Sicherheitsbestimmungen des Lagers besser kannte, wusste ich, dass das Tor generell immer verriegelt sein musste und nur geöffnet wurde, wenn jemand eine Ausgangserlaubnis hatte oder wenn geschlossene Gruppen, von der Marschmusik des Orchesters begleitet, zur Arbeit zogen. Doch ich wurde am Tor nur gefragt, wer ich sei und wohin ich ginge … und dann

öffnete sich das Tor sofort und ich war tatsächlich außerhalb des Lagers, allein und frei! Hätte ich nicht meine Beine in die Hände nehmen und weglaufen sollen? Wer hätte mein Fehlen überhaupt bemerkt? Erst heute im Nachhinein wird mir klar, dass ich mich in der Tat außerhalb der Lagerzäune und des Tors befand. Hätte ich fliehen wollen, hätte ich das ohne weiteres tun können. Damals ist mir das überhaupt nicht in den Sinn gekommen.

Nun war ich also im Auschwitz-Lager Kanada angekommen und wurde dem Kleider-Kommando zugeteilt. Allmählich fühlte ich mich besser. In jenen Tagen hatte ich, verglichen mit den anderen, ein relativ gutes Leben. An Essen und Kleidern fehlte es mir so gut wie gar nicht. Das Schicksal hatte mich offenbar noch nicht eingeholt. Nach drei Wochen in Kanada erkrankte ich an Typhus und wurde ins Revier geschickt. Dort freundete ich mich mit der Blockältesten an. Eines Tages warnte sie mich, dass Mengele ins Revier kommen und eine Selektion vornehmen würde. Ich solle mich vorsehen, er würde jeden, der nicht mehr arbeiten könne, ins Gas schicken. Mir ging es noch nicht gut genug, um zur Arbeit zurückkehren zu können, deshalb bat ich sie, mir zu helfen. Sie erklärte mir, dass sie keine Medikamente mehr hätten, und dass sie mir nicht helfen könne. Mengele traf wie erwartet ein und begann mit der Selektion. Er gab jeder Frau ein Zeichen, wohin sie gehen solle. Als ich mich ihm näherte, deutete er nach rechts, das war der Weg in die Gaskammer. Ich aber wandte mich im selben Moment geistesgegenwärtig einfach nach links. Ich wollte leben. Mit letzter Kraft hielt ich mich auf den Beinen und kehrte ins Revier zurück. Die Blockälteste wunderte sich, dass Mengele mich nicht ins Gas geschickt hatte. Nach einer Nacht im Revier kam sie wieder zu mir und riet mir, das Revier umgehend zu verlassen, denn Mengele würde am nächsten Tag wiederkommen und diesmal alle Kranken in den Tod beordern.

Mir fehlte es aber an der Kraft wegzugehen. Mengele erschien früh am nächsten Morgen und befahl, man solle uns alle in den Latrinenblock bringen, als Wartestation auf dem Weg in die Gaskammern. Was sollte ich tun? War das letzte Kapitel meines Lebens gekommen? Gab es noch eine Chance, heil davon zu kommen? Wir waren in den Latrinen eingesperrt und warteten darauf, zu den Gaszellen geführt zu werden. Nur ein Wunder vom Himmel konnte mich noch retten. Alle Hoffnung war geschwunden. Ich musterte die anderen Frauen. Die meisten von ihnen waren Muselmanninnen mit erloschenen Augen, die sich nichts sehnlicher wünschten, als vom Leben Abschied zu nehmen und von ihren Leiden erlöst zu werden. Einige schienen noch Kräfte zu besitzen. Einige beweinten ihr bitteres Schicksal, andere saßen still und traurig in einer Ecke, als hätten sie sich mit ihrem Los abgefunden. Manche standen und beteten „Schma Israel".

Mich beherrschte in jenen Augenblicken nur ein einziger Gedanke: Ich bin noch jung, ich habe noch fast gar nichts erreicht. Ich will nicht sterben! Ich werde ihnen mein Leben nicht auf dem Silbertablett präsentieren. Sie werden sich sehr anstrengen müssen, wenn sie mir das Leben nehmen wollen. Wie kann ich jetzt Hößler herbeirufen, meinen Schutzengel? Ich entfernte mich etwas von den anderen und dachte fieberhaft darüber nach, wie ich die Absichten der Deutschen durchkreuzen könnte. Der Verzweiflung nahe, sagte ich mir: Sara, du bist nicht mehr Herr deiner selbst. Die Deutschen werden mit dir machen, was sie wollen. Genug. Gib auf. Leg ihnen das Opfer auf den Altar, aber auf eine Art und Weise, die sie ein Leben lang nicht vergessen werden. Als die Deutschen eintrafen und wir uns in Bewegung setzen mussten, erwachte ich wie aus einem Traum. Woher die plötzliche Eingebung kam, weiß ich nicht. Ich schlängelte mich durch ein Latrinenloch und stand bis zur Hüfte in Exkrementen, mit

den Händen hielt ich mich am Loch fest ... bis Ruhe eingetreten sei oder bis mich meine Kräfte verließen und ich ganz in die warme Brühe fiel. Auf einem Silbertablett sollt ihr mich nicht bekommen! Ich werde meinen Tod selbst wählen. Ich nahm alle Kraft zusammen. Schon wollten meine Hände nachgeben, gleich würde ich in der Scheiße landen.

„Ist noch jemand im Block?" ertönte eine mir von irgendwo her bekannte Stimme. Sicher war sie nicht von dieser Welt. War ich schon in der kommenden Welt? Wieder die Frage der bekannten Stimme: „Ist noch jemand im Block?" Jetzt war ich sicher, mich nicht zu täuschen, es war Hößler, mein rettender Engel. Aus der Tiefe des Lochs rief ich: „Ja! Ich stehe in den Exkrementen." Hößler kam, streckte mir seine Hand entgegen und zog mich aus dem Loch. „Was machst du denn hier, Muselmännin?" Nachdem er mir herausgeholfen hatte, erzählte ich ihm von der Selektion im Revier.

Wenn du glaubst, dein Ende sei gekommen, und im selben Augenblick taucht jemand auf und reicht dir im wahrsten Sinne des Wortes die Hand und zieht dich aus dem tödlichen Loch heraus, dann ist das kein gewöhnlicher Vorgang. Im Grunde hatte Hößler mein Leben nun schon zum zweiten Mal gerettet. Ich war auf dem Weg in die Gaskammer gewesen und hatte im Loch des Todes gestanden. Noch ein wenig, und ich wäre in Exkrementen ertrunken - ein Ende, wie ich es meinen ärgsten Feinden nicht wünsche. Wohin würden die Deutschen uns noch schicken? Richtig, ich war aus eigenem Willen hineingekrochen, weil ich noch nicht sterben wollte. Ich hatte doch noch gar nichts geleistet, hatte nur das Leid kennengelernt. Ich wollte leben! Leben! Leben! Dafür war ich bereit, alles zu tun. Wenn ich etwas aus Birkenau mitgenommen habe, dann die Überzeugung, dass man die Hoffnung niemals verlieren darf, selbst wenn man meint, das Ende sei da, und man könne nichts mehr tun. Selbst

dann darfst du nicht verzweifeln. Gib nicht auf, kämpfe! Du kannst nicht wissen, woher dir Hilfe zuteil wird. Wenn ich mir vorstelle, ich würde meinen Kindern erzählen, dass ich in Birkenau im wahrsten Sinne des Wortes in der Scheiße saß – wer würde mir das glauben?

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle etwas über die hygienischen Bedingungen in Birkenau sagen. Sie waren unter aller Kritik! Es gab kein fließendes Wasser, die Latrinen waren unglaublich verdreckt. Wir wurden morgens dorthin geführt, und wer sich nicht erleichtern konnte, hatte während des ganzen Tages keine Möglichkeit mehr, dies zu tun. Viele der Frauen litten unter Durchfall und steckten sich gegenseitig mit Typhus an. Nachdem ich einige Zeit unter diesen unzumutbaren Zuständen gelebt hatte, erkrankte auch ich an Typhus und wurde nach und nach zur Muselmännin. Vielleicht war ich noch nicht ganz so schlimm dran wie andere, doch auch mein Körper schrumpfte zusehends. „Muselmann" wurde in der Lagersprache jemand genannt, der nur noch Haut und Knochen war und jeden Lebenswillen verloren hatte. Nun gehörte auch ich zu dieser Gruppe und Hößler nannte mich fortan Muselmännin.

Der Obersturmführer reichte mir ein Stück Seife und sagte, ich solle duschen, die Kleider wechseln und danach wieder zu ihm kommen. Er teilte mich dem Block 27 in Lager A zu und informierte die Blockälteste noch am gleichen Tag darüber, dass es verboten sei, mich in die Gaskammer zu schicken.

Wenn man mich heute fragt, warum Hößler immer dann auftauchte, wenn ich ihn brauchte, mich rettete und mir weiter half, dann habe ich darauf keine Antwort. Ich kann höchstens Vermutungen anstellen. Dazu möchte ich von einer Begebenheit erzählen, die sich zutrug, als die Befreiung des Lagers sich bereits ankündigte. Hößler rief mich zu sich und teilte mir mit, dass er in Kürze eine andere Aufgabe in

einem anderen Lager übernehmen müsse. Er bat mich, mit ihm zu kommen, damit er mich weiterhin schützen könne. In jenem Moment stand ich vor einer der schwersten Entscheidungen meines Lebens. Was sollte ich tun? Zwar hatte Hößler mich gerettet und mir einige Male geholfen, doch ich fragte mich, warum er so gehandelt hatte. Schließlich war er kein vom Himmel gesandter Engel. Er war ein deutscher SS-Offizier und für den Tod vieler Juden verantwortlich. Ein kaltblütiger Mörder. Was würde geschehen, wenn ich seine Bitte ablehnte? Würde er wütend werden und mich doch noch ins Gas schicken? Was hatte er in Wirklichkeit mit mir vor? Warum wollte er mich mitnehmen? Die Vermutung, dass er mich für sich wollte, lag nahe. Vielleicht gefiel ich ihm? Ich war jung und schön. Zwar sah ich im Lager nicht gut aus, aber Hößler konnte sich sicher vorstellen, dass ich unter besseren Lebensbedingungen wieder aufblühen würde. Rechnete er damit, dass ich für ihn tun würde, was er wollte, weil er mich gerettet hatte? Diesmal war ich bereit, mein Leben zu riskieren. Der Gedanke, Hößler wolle mich sexuell ausnutzen, beunruhigte mich sehr. Ich würde auf keinen Fall mit ihm gehen, auch wenn ich dafür mit dem Leben bezahlen müsste. Nach einigem Nachdenken erklärte ich ihm, dass ich es vorzöge, im Lager zu bleiben.

Wenn ich den Lauf der Dinge heute rekapituliere, dann wird mir klar, dass mein Verhalten von der zu Hause genossenen Erziehung bestimmt wurde. Die Erziehung meiner Mutter war beispielhaft. Einige Leute wollten mir erklären, meine Befürchtungen in Bezug auf Hößler seien unbegründet gewesen, denn es sei unvorstellbar, dass ein SS-Offizier mit einer Jüdin ins Bett ginge. Was für eine Ignoranz! Ich habe mit eigenen Augen gesehen und es auch von anderen gehört, dass SS-Leute mit Jüdinnen sexuell verkehrten. Im Lager Kanada zum Beispiel gab es einen SS-Offizier, der verantwortlich war für den Weitertransport der besseren Sa-

chen aus dem Besitz der Juden, die sofort nach dem Sortieren auf Züge geladen und nach Deutschland gebracht wurden. Dieser Mann hatte eine Geliebte namens Ilija. Sie ging, um mit ihm zu schlafen, und wir wussten davon. Wir sahen auch, wie sie von ihm und den anderen Deutschen behandelt wurde.

Möglicherweise hat ein weiterer Faktor meine Entscheidung beeinflusst. Es war November 1944, und wir hatten bereits russische und amerikanische Flugzeuge über dem Lager kreisen gesehen. Wenn das geschah, rannten alle Deutschen zu den Luftschutzkellern, und wir Frauen kamen aus den Blöcken heraus, winkten den Piloten zu und zeigten ihnen, dass wir noch am Leben waren, damit sie die Baracken nicht bombardierten. Wir konnten uns also ausrechnen, dass unsere Befreiung kurz bevorstand. Warum mit Hößler gehen, wenn ich doch ohnehin bald aus dem Lager erlöst werden würde?

Manchmal täuscht uns das Schicksal. Hößler verließ das Lager, ohne mich wegen meiner Weigerung zu bestrafen. Wenig später wurden wir evakuiert. Ich gelangte mit dem Zug nach Bergen-Belsen, und wem begegnete ich dort wieder? Meinem Retter Hößler. Darüber werde ich im nächsten Kapitel mehr erzählen.

Kehren wir nach Birkenau zurück. Hößler hatte mich vor der Gaskammer bewahrt. Nach einigen Tagen in Block 27 beorderte er mich zurück zum Kommando Kanada. Ich möchte jetzt von einigen Begebenheiten berichten, die ich in Birkenau erlebt habe.

Jom Kippur in Birkenau: Zu den bewegendsten Tagen im Lager gehört der erste Jom Kippur, den ich in Birkenau verbrachte. Ich war am 8.8.1943 eingetroffen, das Neujahrsfest fiel auf den 1.10.1943 und der Jom Kippur auf den 9.10.1943, einen Schabbat. Im Lager verbreitete sich die Nachricht, dass wir an diesem Tag alle fasten würden. Ich

weiß nicht, wer diese Entscheidung getroffen hatte und ob sie für das ganze Lager galt. In unserem Block waren alle dafür. Gleich nach dem Appell wurde wie immer die schwarze Flüssigkeit verteilt, der Kaffeeersatz. Wir weigerten uns, sie anzunehmen. Die Deutschen wussten natürlich, dass es der Jom Kippur war, der höchste jüdische Feiertag, an dem die Juden fasten, und wollten uns das Getränk und das Frühstück aufzwingen. Da wir nichts annahmen, wurden wir bestraft: wir mussten vier Stunden lang auf dem Kies knien, der den Block umgab. Diese vier Stunden waren die schwersten meines Lebens. Die Steinchen schmerzen, aber du darfst dich nicht rühren. Die Knie beginnen zu bluten, und du beißt die Lippen zusammen und schwörst dir, nicht aufzugeben, komme, was wolle. In unseren heiligen Schriften heißt es über den Jom Kippur: „Ihr sollt eure Seelen quälen ...“. An jenem Tag in Birkenau quälten wir nicht nur unsere Seelen, sondern auch unsere Körper. Nach vier Stunden auf den Knien und ohne etwas gegessen oder getrunken zu haben, führte man uns zur Arbeit. Abends brachte man uns zurück ins Lager. Nach dem Appell, bei dem wir gezählt wurden, gingen die Frauen, die zum Essenholen eingeteilt worden waren, in die Küche, um uns die schimmelige Scheibe Brot zur schwarzen Flüssigkeit zu bringen und vielleicht auch etwas, mit dem man das Brot bestreichen konnte. Sie stellten den großen Topf wie immer auf seinen etwas erhöhten Platz, um die Suppe und das Brot zu verteilen, doch wir weigerten uns, das Essen anzunehmen. Nun befahl die Blockälteste, wir sollten uns wieder auf den Kies knien. Als wir alle knieten, nahm sie den Topf und schüttete uns die Flüssigkeit ins Gesicht. Nach Ausgang des Jom Kippur gab es natürlich keine Mahlzeit, um das Fasten zu brechen. Wir nahmen uns lediglich unser Stück Brot. Trotz allem durchströmten mich an jenem Tag Gefühle der Erhabenheit. Ich hatte das Fastengebot eingehalten, was aber noch stärker war: Dieser Jom Kippur

war der einzige Tag in Birkenau, an dem ich keinen Hunger verspürte. In jenen Wochen arbeitete ich noch beim Straßenkommando. Ob ich am nächsten Jom Kippur wieder fastete, weiß ich nicht mehr.

Wir kannten die Termine der jüdischen Feiertage und versuchten, sie so gut wie möglich zu begehen. Eine meiner Freundinnen namens Olga besaß ein Gebetsbuch. An den Schabbatabenden saßen wir mit einigen Frauen zusammen und sangen Schabbatlieder. Dann berichteten die Frauen der Reihe nach, wie sie daheim den Schabbat empfangen hatten. Manche erzählten eine Geschichte, andere rezitierten ein Prosastück. Seitdem ist viel Zeit verstrichen. Leider konnte ich nichts schriftlich festhalten, so dass ich mich nur noch daran erinnere, dass es solche gemeinsamen Abende gab, die Einzelheiten jedoch sind mir entfallen.

Das Leben in der Schoa stellte mich vor eine Reihe von Dilemmata. Natürlich lag die Entscheidung nicht immer bei mir. Wenn ich über die mögliche Flucht aus dem Ghetto Bedzin nachdenke, erinnere ich mich noch an die Überlegungen, die ich damals anstellte. Das Ghetto zu verlassen war bekanntlich nicht leicht. Angenommen, ich hätte es geschafft herauszukommen, was dann? Wohin hätte ich gehen können? Wovon leben? Und was wäre, wenn man mich außerhalb des Ghettos fasste? Man sah mir doch von weitem an, dass ich Jüdin war. Ich hätte kaum einen Moment frei herumlaufen können. Ein anderes Dilemma: weder im Ghetto noch im Lager gab es genug Wasser. Hatte ich einmal Glück und fand eine Wasserquelle, was sollte ich dann tun? Trinken? Meine Kleider waschen? Mich waschen? Die Zeit wurde uns streng eingeteilt und man wusste nie, wie lange man Zugang zum Wasser haben würde. Ich musste mich also schnell entscheiden und schnell handeln. Nicht selten gab man uns eine bestimmte Zeit zum Waschen vor, und bevor wir überlegt hatten, was wir tun wollten, stellten

die Deutschen das Wasser ohne ersichtlichen Grund einfach wieder ab. Ich hatte mich entschlossen, auf Körperhygiene zu achten, und wusch, wann immer sich eine Gelegenheit bot, zuerst einmal mich selbst. Man muss sich vor Augen halten, dass in Birkenau nur eines sicher war: die beständige Lebensgefahr. Jede Tat, jede Entscheidung konnte dich das Leben kosten, denn man wusste nie, wie die Deutschen reagieren würden. Nehmen wir den Beschluss, am Jom Kippur zu fasten. Wir zweifelten nicht daran, dass dieser Schritt die Deutschen wütend machen würde und damit unser Leben gefährdete. Wie konkret die Lebensgefahr gewesen war, erfuhr man immer nur hinterher, nach der Reaktion der Deutschen. Mehr als einmal erfuhr ich es zu spät, als es schon kein Zurück mehr gab. Ich musste also meine Schritte sorgfältig erwägen und nur Dinge tun, die mich nicht unnötig in Gefahr brachten.

Die Versetzung ins Lager Kanada: In dieses Lager gelangte ich Mitte Dezember 1943 als Achtzehnjährige. Das hübsche, gesunde Mädchen, das drei Monate zuvor in Birkenau eingetroffen war, hatte sich in eine Elendsgestalt verwandelt. Ich wog achtunddreißig Kilo, war gesundheitlich sehr angegriffen und befürchtete, ich würde bald so aussehen wie die armen Frauen aus Saloniki, die ich schon beschrieben habe. Nur nicht zu einer Muselmännin werden! Ich bedauerte, dass ich Hößler nicht schon früher aufgesucht hatte. Doch in Birkenau lernte ich auch, nichts zu bedauern, was ich unterlassen hatte, denn man konnte nie wissen, ob die Unterlassung nicht auch ihr Gutes gehabt hatte. Wenn Hößler mich nun ins Gas geschickt hätte anstatt ins Kommando Kanada, hätte ich mein Zögern in diesem Fall auch bedauert? Aber dann wäre ich ja schon nicht mehr da gewesen und hätte nichts mehr bedauern können …

Im Lager Kanada verbesserten sich meine Lebensumstände. Ich erhielt ordentliche, saubere Kleider. Das Lager war

bequemer, das Essen besser. Zwar empfand ich die Arbeit auch dort als hart, doch verglichen mit dem Straßenkommando oder dem sinnlosen Hin- und Herschleppen von Steinen war sie angenehm. Trotzdem verschlechterte sich mein körperlicher Zustand. Einen oder zwei Tage nach meinem Eintreffen erkrankte ich an Typhus. Ich hatte hohes Fieber, und auf meiner Haut erschienen merkwürdige Flecken. Man sagte mir, ich solle mich aufs Revier begeben, sonst würde ich sterben. Wenn man mich im Lager so sehen würde, käme ich gleich ins Gas. Also schleppte ich mich ins Revier. Dort lernte ich zwei Frauen kennen, Inge und Siwa. (Inge war Mitglied im Frauenorchester und lebt heute im Kibbuz Netzer Sireni.) Die Zustände im Revier waren so schlimm, dass es nicht einmal Trinkwasser gab. Einmal bat ich die diensthabende Krankenschwester um Trinkwasser, und sie antwortete mir, dass es kein Trinkwasser gäbe.

„Was soll ich machen, ich bin durstig!“

„Trink deinen Urin!“

Das tat ich notgedrungen. Ich machte Pipi und trank die Flüssigkeit. Ins Revier gegangen zu sein, war ein Fehler gewesen. Ich wurde immer hinfälliger, jede medizinische Behandlung fehlte. Bald sähe ich aus wie eine Muselmännin. Ich wankte ins Lager Kanada zurück. Die Frauen dort sagten mir, ich dürfe mich in diesem Zustand nicht im Lager aufhalten. Doch ich erklärte, dass ich nicht mehr ins Revier ginge, denn dort lauere der Tod. Ich aber wollte leben. Auch in Kanada begann der Tag mit einem Appell. Wer nicht erschien oder nicht zur Arbeit ging, nach dem wurde gesucht und ihm blühte nichts Gutes. Meine Entschlossenheit, nicht wieder ins Revier zu gehen, war so stark, dass die anderen Frauen am Ende nachgaben und mich in Ruhe ließen. Allmählich kehrten meine Kräfte zurück und eine Art Routine stellte sich ein. Trotz der relativ guten Bedingungen zog ich mir im Kommando Kanada alle nur möglichen Krankheiten

zu. Nach dem Typhus stellte sich eine Lungenentzündung ein. Neben anderen Infektionen erwischte mich dort auch die Tuberkulose.

Das Revier: Birkenau war bekanntlich kein Sanatorium und auch nicht nur irgendein Arbeits- oder Konzentrationslager. Man muss dort gewesen sein, um nachempfinden zu können, was der Mensch an jedem Tag, in jeder Woche, in jedem Monat durchmachen musste. Es war die Hölle. Ein Ort, an den man sich nicht gewöhnte, ein Ort, an dem man, wohin man sich auch wandte, die Verkörperung des Bösen erblickte. Hier sah man, wie tief der Mensch sinken kann, wenn er böse Ziele verfolgt. Der Tod wartete in jeder Ecke auf uns. Es gab keinen einzigen Moment, in dem man sich sicher fühlen konnte, auch wenn man wie ich – Hößler zufolge – eine Glückzahl trug. An diesem schrecklichen Ort war auch der stärkste Mann nicht vor dem Tod gefeit, denn man stand einer Gruppe gegenüber, die nichts anderes im Sinn hatte als dich in die nächste Welt zu befördern. Andererseits muss ich sagen, dass sich selbst hier irgendein Lichtstrahl finden ließ.

Da ich eine recht lange Zeit im Lager verbrachte, kannten mich einige Leute, in deren Umgebung ich mich bewegte. Wie schon erwähnt, fing ich mir alle nur möglichen Krankheiten ein, und dabei denke ich nicht an Kopfweh, Bauchweh oder ähnlich harmlose Beschwerden, derentwegen man in normalen Zeiten einen Arzt aufsucht. Ich rede von schweren Krankheiten, die mit dem Tod enden können, wenn sie nicht behandelt werden. In manchen Zeiten wog ich nur fünfunddreißig Kilo und verbrachte etliche Tage im Revier. Man darf bei der Bezeichnung Revier nicht vermuten, dass es sich um eine Art Krankenhaus mit Ärzten, Schwestern und allerlei medizinischen Geräten handelte. In meinen Augen war das Revier nichts weiter als eine Station auf dem Weg in die Gaskammern, in den Tod. Vielleicht gibt die Tatsache, dass das Revier sich in der Nähe der Krematorien be-

fand, etwas von den wahren Absichten der Deutschen preis. Wer ins Revier geschickt wurde oder sich aus eigenen Stücken dorthin begab und meinte, er könnte auf diese Art der Selektion entgehen, irrte sich gewaltig, denn auch im Revier fanden Selektionen statt, und die Chancen, eine solche zu überstehen, waren gleich Null. Meiner Meinung nach haben die Deutschen das Revier nur eingerichtet, um die Kranken zu isolieren, die sonst alle hätten anstecken können, die mit ihnen in Berührung kamen, in erster Linie die Deutschen.

Ich hielt mich dort so oft auf, dass fast alle mich kannten, denn manchmal fühlte ich mich dermaßen schlecht, dass ich nicht zur Arbeit gehen konnte. Wann immer eine Selektion bevorstand, gelang es mir, für einige Stunden zu verschwinden. In Birkenau gab es keine Möglichkeit, nicht zu arbeiten, sei es, weil man zu schwach war oder sei es, weil man keine Lust hatte. An solchen Tagen suchte ich das Revier auf, und manchmal setzte ich dabei mein Leben aufs Spiel. Was habe ich schon zu verlieren?, dachte ich, entweder gewinne ich, und dann fühle ich mich hinterher ein bisschen besser, oder sie schicken mich ins Gas, und dann ist sowieso alles vorbei.

Bevor wir ins Revier gehen durften, mussten wir die Blockälteste um Erlaubnis bitten. Kamen wir von dort zurück, mussten wir ihr ebenfalls Meldung erstatten. Ich erinnere mich, dass ich eines Tages aus dem Revier ins Lager Kanada zurückkam und die Älteste mir sagte: „Du bist wirklich etwas Besonderes! Jedes Mal tauchst du wieder auf, wie bringst du das nur fertig?“ Wer in Birkenau oder in einem anderen Lager war, der weiß, dass jemand, der ins Revier oder zu einem anderen Arbeitskommando geschickt wurde, in der Regel nicht zurückkam. Ich unternahm jede Anstrengung, um dorthin zurückzukehren, wo man mich kannte und wusste, wer ich war. Deswegen übernachtete ich nach meiner Versetzung ins Kommando Kanada weiter im Block 27 des Frauenlagers, das auch Lager A genannt wurde.

Der Hunger: Auch in der Zeit, in der ich unter den verbesserten Bedingungen des Kommando Kanada arbeitete, blieb ich hungrig. Dass ich im Vergleich zu anderen mehr zu essen hatte, hieß nicht, dass ich mich satt auf die Pritsche legte. Der Hunger wird zum Dauerzustand, und wenn du immerzu hungrig bist, dann kreisen deine Gedanken um nichts anderes als ums Essen. Essen. Essen. Essen. Der Hunger macht dich richtig verrückt. Erhältst du dann dein Stück Brot, beginnst du, darüber nachzudenken, ob du gleich alles verspeisen sollst oder nur einen Teil, um den Rest für später aufzuheben. Dann stellt sich die Befürchtung ein, jemand könnte dir diesen Rest wegnehmen. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, meine Portion sofort zu verspeisen und nichts aufzuheben, denn man konnte ja nie wissen, was passieren würde.

Wie wird man mit dem Mangel an Nahrung fertig? Man muss etwas finden, was das Essen ersetzt, und wenn der einzige Grund der ist, dass man sich durch die Ablenkung eine kurze Ruhepause verschafft. Bei uns war es so, dass sich einige Frauen zusammensetzten und über das Essen sprachen. Wir hatten sogar ein Motto: Hast du nichts zu essen, so sprich vom Essen. Jede erzählte von den Gerichten, die sie daheim gegessen hatte, manche erzählten von den Gerichten, die sie gekocht hatten, von ihren Lieblingsrezepten oder von den Delikatessen, die ihre Mütter an Festtagen zubereitet hatten. Das Sprechen über das Essen nahm einen großen Teil unserer Zeit ein. Nach all den Jahren erinnere ich mich trotz aller Bemühungen nicht mehr an einzelne Rezepte.

Das Kartoffel-Kommando: Es gibt ein Sprichwort, das lautet in etwa so: Alles Gute geht einmal zu Ende. Nun glaubt nicht, dass Auschwitz etwas Gutes war. Es geht nur um das relativ Gute. Eines Tages wurde mir mitgeteilt, dass ich vom relativ guten Kommando Kanada zum Kartoffel-Kommando versetzt worden sei. Jeden Morgen nach

dem Appell mussten wir zu einem kleineren Lager namens Brezezinka marschieren, das nicht weit von Auschwitz entfernt lag. Dort wurden große Haufen von Kartoffeln angefahren, und die Aufgabe der Frauen bestand darin, diese zu sortieren, die schlechten Kartoffeln herauszusuchen und zur Seite zu legen, so dass auf dem Haufen nur die Exemplare zurückblieben, die zum Verzehr durch Menschen geeignet waren. Ich hörte, dass man aus den schlechten Kartoffeln die Suppe für die Gefangenen kochte.

Das Sortieren der Kartoffeln war eine anstrengende Arbeit. Die Kapo, die uns beaufsichtigte, gönnte uns keinen Augenblick Ruhe. Tagein, tagaus in der heißen Sonne oder in der bitteren Kälte auf freiem Feld zu arbeiten, das war nicht leicht. Doch brachte diese Tätigkeit uns einen bestimmten Vorteil. Trotz der Warnung der Deutschen, nur ja keine Kartoffeln für uns selbst zu nehmen, gingen wir das Risiko ein und versuchten genau das. Wenn wir uns auf dem Rückmarsch dem Lager Birkenau näherten, mussten wir stehen bleiben und wurden durchsucht. Eine Frau, an deren Körper man Kartoffeln fand, wurde verprügelt. Dennoch war die Verführung groß, Kartoffeln ins Lager zu schmuggeln, denn Kartoffeln waren begehrte Tauschobjekte. Auch ich versuchte mich daran und fand einen besonderen Weg. Ich band die Kartoffeln mit einer Schnur zwischen meinen Beinen fest. Nach der Rückkehr von der Arbeit mussten wir vor dem Tor die Beine spreizen, und wehe der Frau, von der Kartoffeln auf die Erde purzelten. Sie wurde auf der Stelle mit Peitschenhieben bestraft. Ich entwickelte mich zu einer solchen Spezialistin, dass man mich niemals fasste. Mehr als einmal wurde ich gefragt, wie man Kartoffeln mit einer Schnur am Körper festbindet. Leider weiß ich die Antwort nicht mehr. An manches erinnere ich mich, als sei es gestern geschehen, anderes ist wie aus dem Gedächtnis gelöscht. So weiß ich zum Beispiel noch sehr genau, dass wir die Schalen der Kartoffeln aßen.

In jedem Block gab es einen Ofen, doch glaubt nur nicht, dass die Deutschen unseren Block im Winter beheizten. Wozu der Ofen da war? Das muss man die Deutschen fragen. Die Blockälteste hatte Zugang zu allen möglichen Dingen. Ich brachte ihr Kartoffeln, und im Gegenzug ließ sie mich den Ofen benutzen, um Kartoffeln zu kochen. Solche Geschäfte waren in Birkenau an der Tagesordnung, doch wurden sie natürlich geheim gehalten. Von manchen Frauen bekam ich für Kartoffeln Margarine oder eine Wurst. So sehr ich mich auch anstrenge, es will mir nicht einfallen, woher die Frauen das Holz nahmen, mit dem der Ofen im Block geheizt wurde, wer das Feuer entzündete und wie. Ich glaube, dass die Blockälteste den Ofen in Gang setzte. Offenbar hatte sie Zugang zu den nötigen Dingen. Was das heimliche Zubereiten von Essbarem betraf, so arbeitete sie mit uns zusammen.

Es gab im Lager auch Leute, die rauchten. Woher bekamen sie die Zigaretten, wie steckten sie sie an? Etliche Kommandos verließen das Lager, um auswärts zu arbeiten, und die Deutschen konnten nicht in jedem Fall verhindern, dass Sachen ins Lager eingeschmuggelt wurden, obwohl sie alles unternahmen, um das Lager hermetisch abzuriegeln, doch das war selbst den Nazis nicht möglich. Die Schmuggler wussten natürlich, dass ihr Schicksal von ihrer Geschicklichkeit abhing, und zeigten sich erfinderisch. So gelangten viele begehrte Dinge ins Lager.

Erneute Begegnung mit Gananda: Eines Abends kam ich von der Arbeit beim Kartoffel-Kommando zurück und entdeckte auf meiner Haut ein merkwürdiges Ekzem, das sich rasch über den ganzen Körper ausbreitete. Die Arbeit hatte mich sehr geschwächt und nun war ich wieder krank geworden, kannte aber den Namen der Krankheit nicht. Ich fühlte mich dem Tode nahe und konnte mich kaum auf den Beinen halten. Ins Revier wollte ich diesmal nicht gehen, ich hatte

Angst, von dort würde man mich gleich ins Gas schicken. Es gab Dinge, die die Lebensqualität in Birkenau verbesserten, wenn man im Zusammenhang mit dem Todeslager die Wörter Leben und Qualität überhaupt nebeneinander stellen kann. So erfuhr ich, dass Tante Gananda, die im Block neben dem meinen einquartiert war, eine besondere grüne Salbe besaß, die gegen dieses Ekzem helfen sollte. Da mein Zustand sich von Tag zu Tag verschlechterte, nahm ich allen Mut zusammen, ging zu meiner Tante und bat sie um ein wenig von der grünen Salbe. Gawanda antwortete mit einer Frage:

„Hast du Brot?"

„Ich werde dir Brot bringen", antwortete ich.

„Erst das Brot, dann die Salbe!" erklärte sie rigoros.

„Die Portion, die ich heute erhalten habe, habe ich schon aufgegessen. Morgen werde ich dir mein Stück Brot bringen", versprach ich ihr. Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen:

„Komm morgen wieder und bring das Brot mit, dann kriegst du etwas von der Salbe."

Ich konnte mich nicht zurückhalten und warf ihr vor, mir gegenüber undankbar zu sein. Meine Mutter, die mein Ein und Alles gewesen war, hatte ihr Leben geopfert, als sie Sala an sich nahm, um ihre Schwester Gananda zu retten. Und nun, wo es mir schlecht ging und ich sie um etwas Salbe bat, bestand sie auf einer Bezahlung in Brot. Ich machte ihr die schlimmsten Vorwürfe und ließ alles heraus, was sich in der langen Zeit in mir angestaut hatte. Vor allem, dass sie ihre Tochter Sala und ihre Schwester der Todesgefahr ausgeliefert hatte, um sich selbst zu retten.

„Was willst du von mir? Ich wollte doch auch nur leben! Darf ich nicht leben?"

Diese Antwort entzündete meine Wut noch mehr, doch ich beherrschte mich, denn ich brauchte ja ihre Salbe. Sie

hatte mein Schicksal in der Hand. Ich flehte sie an, mir die Salbe schon jetzt zu geben, ich würde ihr das Brot morgen ganz bestimmt bringen. Ihre Antwort war eindeutig: „Ohne Brot keine Salbe!“

Am nächsten Abend eilte ich wieder in den Block meiner Tante. Die Hälfte meiner Abendration hatte ich gegessen, die andere Hälfte wollte ich ihr bringen. Ich fand sie nicht am gewohnten Platz und fragte eine der anderen Frauen nach ihr. Die berichtete, ohne mit der Wimper zu zucken: „Heute Morgen war Selektion. Alle die nicht zur Arbeit gegangen waren, wurden ins Gas geschickt, darunter auch deine Tante.“ „Wo mögen ihre Sachen sein?“, wollte ich wissen. Die Frau lachte schallend: „Glaubst du wirklich, dass etwas übriggeblieben ist? Kaum war Gananda weg, da fielen alle Frauen über ihre Habseligkeiten her. Nach einer Minute war nichts mehr da.“ Die Tante war verschwunden, die Salbe auch. Ich blieb mit einem ekligen Ekzem am ganzen Körper zurück, aber auch mit einer wichtigen Lektion: „Der Egoismus kennt keine Grenzen, und er macht auch vor Familienbanden nicht Halt.“

Ich frage mich, ob das so sein muss. Bin ich zu naiv, wenn ich an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit glaube? Oder kann es menschliche Werte nur in einer normalen Welt geben, und nicht in Birkenau, das zu einer nicht normalen Welt gehörte, die den Namen Todeslager trug. Wer hier lebte, dessen Zeit war gestundet. Dennoch suchten wir nach einem Weg, in dieser nicht normalen Welt ein möglichst normales Leben zu führen. Die Natur ist wohl stärker als alles andere. Das Ekzem heilte nach einiger Zeit auch ohne die Salbe von Tante Gawanda ab, und ich wurde gesund.

Flugzeuge über Birkenau: Eines Tages entdeckte ich, tief über den Kartoffelhaufen gebeugt, dass auch eine Gruppe Männer zu dieser Arbeit eingeteilt worden war. Irgendwie gelang es uns zu kommunizieren, und wir erfuhren, was an

der Front vor sich ging. Die Deutschen waren dabei, den Krieg zu verlieren und zogen sich, verfolgt von den Russen, immer weiter aus dem Osten zurück. Nachdem ich diese Information erhalten hatte, meinte ich manchmal, dass den Deutschen ein Gefühl der Niederlage anzumerken sei. Auch wenn über die Ereignisse niemals gesprochen wurde, schienen sie spürbar in der Luft zu liegen. Dieses Gefühl stellte sich bei mir etwa im September 1944 ein, und es sollte bald bestätigt werden. Eines Tages heulten die Sirenen des Lagers. Die Deutschen rannten in die Luftschutzkeller und ließen uns unbeaufsichtigt zurück. Flugzeuge kreisten über Birkenau. Das wiederholte sich etliche Male. Die SS-Leute suchten Schutz und wir stürmten hinaus und winkten den Piloten zu, damit sie wüssten, dass in den Lagern noch Menschen am Leben waren. Ob man uns von den Flugzeugen aus überhaupt sah und beachtete, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass wir nicht bombardiert wurden. Wir glaubten damals, dass keine Bomben fielen, weil man uns bemerkt hatte.

Die Geschichte von Regina Spierstein: Wir meinten zu wissen, dass das Ende des Lager herannahte. Eine Art Euphorie begann sich auszubreiten. Die Deutschen verloren den Krieg! Auch wenn ich die Freiheit noch nicht konkret zu spüren bekam, begann ich, innere Einkehr zu halten. Ich erinnerte mich an die schlimmen Tage, von denen ich berichtet habe. Im Folgenden möchte ich einige Frauen ehren, die ich in Birkenau kennengelernt und bewundert habe. Sie waren in meinen Augen wahre Heldinnen. Die erste war Regina Spierstein, die Tante meiner Freundin Ruthka aus Bedzin. Regina wohnte im gleichen Block wie ich und gehörte dem Untergrund an, den es auch in Birkenau gab. Sie wünschte sich nichts sehnlicher als an einem Aufstand teilzunehmen. Als sie einsehen musste, dass es dazu nicht so bald dazu kommen würde, begann sie, Munition ins Lager zu schmuggeln. Regina arbeitete in der Munitionsfabrik Union, zu der Frau-

en und Männer aus Birkenau geschickt wurden. Die Frauen mussten alte Granaten auseinander nehmen, das Sprengpulver herauskratzen und neue Granaten für die deutsche Wehrmacht zusammensetzen. Regina schmuggelte von dort, wie gesagt, Munition ins Lager. Welchem Untergrund sie angehörte, weiß ich nicht. Eines Tages hörten wir, dass sie gefasst worden sei, weil jemand sie verraten habe. Regina hatte außer ihrer Nichte Ruthka, die auch in der Union arbeitete, niemanden in ihr Geheimnis eingeweiht. Ich habe diese Dinge von meiner Freundin Ruthka erst erfahren, nachdem man Regina gefasst hatte und wir bereits nach Bergen-Belsen verfrachtet worden waren. Ruthka hat die Schoa überlebt, und wir treffen uns gelegentlich. Niemand, der sie kannte, hätte Regina, einer zerbrechlichen, zierlichen Frau, zugetraut, dass sie derartig gewagte Dinge unternahm. Nachdem wir ihre Geschichte in Bergen-Belsen gehört hatten, bewunderten wir sie sehr und betrachteten sie als wahre Heldin.

Außer Regina gehörten noch zwei Frauen zum Untergrund und schmuggelten Munition aus der Union ins Lager, Esther Wajchblum und Ella Gärtner. Ihre Organisatorin war Roza Robota aus der Stadt Ciechanów, der es gelungen war, die anderen drei anzuwerben. Die vier Frauen wurden, offenbar aufgrund von Denunziation, gefasst. Am fünften Januar 1945 wurden Ella Gärtner und Regina Lichtenstein nach drei Monaten Folter von den Nazis gehängt. Am nächsten Tag, dem sechsten Januar, ereilte Roza Robota und Esther Wajchblum das gleiche Schicksal. Alle weiblichen Gefangenen von Birkenau mussten zum Appell antreten und den Hinrichtungen zusehen. Bevor sie ihren letzten Atemzug tat, gelangt es Roza noch, den Angetretenen zuzurufen: „Meine Schwestern, Rache!“ Das waren ihre letzten Worte. Noah Zabludowicz, der ebenfalls dem Untergrund angehörte, konnte Rosa während ihrer Gefangenschaft heimlich treffen und hörte von ihr den Satz: „Ich habe niemanden verraten.“

Ausbrüche aus dem Lager: Es gab ein paar Ausbrüche aus dem Lager, aber wer dort war, weiß, dass eine Flucht unmöglich war. Die elektrischen Zäune, die Wachtürme, die bewaffneten SS-Männer, die Hunde und wer weiß, womit wir noch bewacht wurden. Wir waren abgemagert und schwach, kaum, dass wir es schafften zu überleben - da war an Flucht nicht zu denken. Ich jedenfalls habe mich niemals mit solchen Gedanken getragen. Dabei befand ich mich an dem Tag, an dem ich Hößler aufsuchte, außerhalb des Zauns und hätte fliehen können.

Ich möchte von der Flucht einer Frau berichten, die bei uns im Lager sehr bewundert wurde. Mila, eine gebürtige Polin, trug niemals die Lageruniform, sondern war stets gut gekleidet, sauber und gepflegt. Ihr eigentlicher Name war Malka Zimtbaum. Die Familie war nach Belgien umgesiedelt, als Mila noch ein Kind war. 1942 wurde sie von Belgien aus nach Birkenau geschickt. Die meisten Menschen, die mit ihrem Transport ankamen, wurden gleich umgebracht. Mila bekam die Nummer 19880. Da sie etliche Sprachen beherrschte, setzte die SS sie als Botin und Dolmetscherin ein. Sie hatte einen polnischen Freud namens Adek, der als einer der ersten in Birkenau eingetroffen war. (Er trug die Nummer 531.) Wegen ihrer Aufgaben durften die beiden sich im Lager frei bewegen. Ungefähr in der Mitte des Jahres 1944 flohen sie, wurden aber nach vierzehn Tagen gefasst und ins Lager zurückgebracht. Im September 1944 versammelten die Deutschen alle Frauen auf dem Appellplatz und verlasen Milas Urteil: Todesstrafe! Als sie sich daran machten, sie zu hängen, sah ich Blut an Milas Händen. Sie ohrfeigte den Deutschen, der neben ihr stand. Man schleppte sie ins Revier. Später erfuhren wir, dass man sie in einem der Krematorien erschossen hat. Ihr Freund wurde am gleichen Tag im Lager der Männer hingerichtet. Nach Milas Tod saßen wir Schiwa für sie.

Privatsphäre in Birkenau: Ich achtete so gut es ging auf Körperhygiene und persönliche Sauberkeit. Die Frauen im Lager menstruierten nicht, damit war uns eine Sorge genommen. Überall, wo ich einen Wasserhahn fand, zog ich mich aus, ohne mich um jemanden zu scheren, und wusch mich. Ob warm oder kalt, Sommer oder Winter, das kümmerte mich nicht, die Sauberkeit meines Körpers war mein oberstes Gebot. Eines Tages befand ich mich in der Nähe des Männerlagers und entdeckte einen Wasserhahn. Sofort zog ich mich nackt aus und spülte mich ab. Ein deutscher Soldat rief mir zu: „Was soll denn das?" Und ich rief, ohne mit der Wimper zu zucken, zurück: „Guck doch weg, wenn's dir nicht gefällt!" War ich sauber, dann wusch ich meine Kleider und zog sie nass an. Sie trockneten an meinem Leib.

Das Frauenorchester: Während meines Aufenthalts in Birkenau freundete ich mich mit einigen der Frauen an, die im Orchester spielten. Mit einer von ihnen, Inge, stehe ich bis heute in Verbindung. Alma Rosé, die Dirigentin, war eine besonders beeindruckende Persönlichkeit. Sie unternahm jede nur mögliche Anstrengung, um die Mitglieder ihres Orchesters vor dem Tod zu bewahren. Auch sorgte sie für besseres Essen und bessere Unterkünfte. Ich habe den Klängen des Orchesters sehr gern gelauscht. Inge und weitere Musikerinnen wurden im selben Waggon wie ich nach Bergen Belsen transportiert. Anna Rosé war bereits vorher gestorben. Unterwegs erzählte Inge mir, dass das Orchester aufgelöst worden war und einige der Musikerinnen schon nicht mehr lebten. Am Schabbat und am Sonntag, bevor sie auf den Waggon verladen wurden, hatten sie noch für die SS-Leute musizieren müssen. Daher weiß ich, dass wir Birkenau am Montagmorgen verließen, denn die Mitglieder des Orchesters waren die letzten, die in den Waggon stiegen, bevor der Zug sich in Bewegung setzte. Inge erzählte mir unterwegs auch von der Verhaftung der Frauen, die am Aufstand im

Lager Birkenau beteiligt gewesen waren. Damals wusste ich nicht, dass Alma Rosé ihr Judentum abgelegt hatte und zum Christentum konvertiert war. Das erfuhren wir erst später. Oft hörte ich von den Musikerinnen, wie schwer ihnen das Spielen gefallen war, insbesondere, wenn sie vor SS-Offizieren auftreten mussten. Aber auch während der Konzerte am Lagertor, wenn wir zur Arbeit auszogen, hatte ihnen das Herz weh getan, und sie hatten für uns besonders gefühlvoll gespielt.

Im letzten Kapitel über das Lagerleben möchte ich eine Frage beantworten, die mir oft gestellt wurde: Hat es in Birkenau Liebesgeschichten gegeben? Ja, die gab es. Über die Liebe zwischen Mila und Adek habe ich schon berichtet, die war ein offenes Geheimnis. Aber es gab auch andere Männer und Frauen, die im Lager eine Beziehung eingingen. Männer, die ins Frauenlager kamen, vor allem die Latrinenarbeiter, nahmen Verbindung zu den Frauen auf. Das musste natürlich geheim bleiben, aber gelegentlich hörten wir von Liebesgeschichten. Der Klatsch blühte auch dort. „Wieso bringt er ihr plötzlich Essen? Sicher haben die etwas miteinander!" Handwerker wie Tischler oder Elektriker betraten das Frauenlager des Öfteren, und fanden Orte, an denen sie mit Frauen allein sein konnten. Wurden sie dabei erwischt, wurden beide bestraft. Ich selber hatte im Lager keinen Kontakt zu Männern.

Befreiung aus Birkenau: Nicht selten habe ich mich gefragt: Warst du einmal das muntere achtjährige Mädchen, das am Vorabend der Schoa in Leipzig lebte? Warst du die erschrockene Dreizehnjährige, die schmachvoll aus ihrer Stadt und ihrem Land vertrieben wurde? Warst du das tapfere Mädchen aus Bedzin, das sich plötzlich um sich und seine Eltern kümmern musste? Warst du das gequälte Wesen in Birkenau, das all die Gräuel erlebte? Warst du die völlig erschöpfte junge Frau, die überlebt hatte und dachte: So, jetzt

ist dein Leiden vorbei, jetzt kannst du aus dem Alptraum erwachen. Ein neuer Morgen bricht an, und du darfst dich ein wenig ausruhen? Wie viel kann eine Frau ertragen, die acht Jahre alt war, als Hitler an die Macht kam, und zwanzig, als man sie aus der Hölle des Todeslagers ins Unbekannte schickte? Der ersehnte Tag ist da. Ich befinde mich in einem Zug, der mich in die Freiheit bringen soll. Ich möchte mich ein wenig ausruhen. Ist die Schoa vorüber? Offenbar noch nicht. Dein Leiden geht weiter. Mit welchen Sünden habe ich dieses Schicksal auf mich geladen?

Auszug aus Auschwitz: Der Tag, an dem wir Auschwitz verließen, begann nicht anders als jeder gewöhnliche Tag dort. Morgenappell. Wir wurden gezählt und plötzlich erschien von irgendwoher ein mit Brotlaiben beladener Wagen. Jede von uns bekam einen halben Laib Brot. Das erschien uns verdächtig. Wieso gab man uns plötzlich ein halbes Brot? Waren die Deutschen etwa verrückt geworden? Oder verwirklichten sich nun unsere Vorahnungen vom Ende? Ein halber Brotlaib! Das war umso ungeheurer, als es morgens sonst nie Brot gab, nur die schwarze Flüssigkeit. Und nun nicht nur Brot, sondern einen halben Laib. Und der war nicht trocken oder schimmlig, sondern essbar. Ins anfängliche Misstrauen mischte sich ein Hoffnungsstrahl. Anscheinend standen die Deutschen vor der Niederlage. Die Front rückte näher und sie wollten sich uns gegenüber menschlich zeigen. Während wir noch grübelten, wurden wir in Richtung Rampe geführt. Die Spannung stieg. Einerseits wussten wir, dass dies der Weg in die Gaskammern war. Als erster hatte mich der Gedanke durchzuckt: Jetzt seid auch ihr dran. Doch warum sollten sie uns vor dem Vergasen noch Brot geben? So irrten die Gedanken hin und her, so hektisch überlegt jemand, der die Absichten der Deutschen immerzu erraten musste. Ich, als Absolventin der Akademie, die Birkenau hieß, wusste sehr wohl, dass man den Deutschen nicht

trauen konnte. Ihre Reaktionen waren selten vorauszusehen. Oder ist es etwa logisch und selbstverständlich, dass ein SS-Offizier, der das Lager der Frauen befehligte und Tausende kaltblütig in den Tod schickte, einer Jüdin wie mir das Leben rettete? Doch allzu viel Zeit zum Nachsinnen blieb mir nicht, denn nun wurden wir in Richtung der Waggons gedrängt, die neben der Rampe warteten. Wir zwängten uns hinein, die Türen wurden geschlossen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Im Waggon befanden sich nur Frauen, alle Frauen meines Blocks. Wie effektiv die Deutschen arbeiteten, das hat sich während der Schoa immer wieder gezeigt. Sie wussten alles auszunutzen. In Birkenau nahmen sie uns nicht nur das Leben, sondern auch den wenigen Besitz, mit dem wir im Lager angekommen waren. Nun standen etwa hundert Frauen dicht gedrängt im Waggon und pressten einen halben Laib Brot an die ihre Brust. Der SS-Offizier hatte gesagt, wir sollten uns das Brot einteilen, denn bis zur Ankunft am Zielort gäbe es nichts mehr zu essen. Wo lag dieser Zielort? Wie lange sollte die Fahrt dorthin dauern? Waren wir auf dem Weg in die Freiheit oder erwartete uns ein weiteres Birkenau? Eine kleine Hoffnung keimte immerhin in unseren Herzen auf: In den Tod schienen sie uns nicht schicken zu wollen. Denn dazu hätten sie uns nicht abtransportieren müssen, wir waren doch schon in der Todesfabrik. Oder hatten sie etwas Raffinierteres erfunden? Aber hätten sie Brot verteilt, wenn sie uns auslöschen wollten? Solche und ähnliche Vermutungen schwirrten mir und meinen Freundinnen im Waggon durch den Kopf. Vor dem Einsteigen hatte ich meinen Blick noch einmal über Birkenau schweifen lassen, und das Bild hat sich mir unauslöschlich eingeprägt.

Jetzt, wo ich mir alles wieder in Erinnerung rufe, kommen die Stimmen und die Bilder zu mir zurück. Im Augenblick ist es das Wichtigste, das Brot diszipliniert einzuteilen. Ich suche

mir eine Ecke im Waggon, und in kürzester Zeit landet die ganze Ration in meinem Magen. Das Gefühl, einmal satt zu sein, beruhigte mich ein wenig. Ich handelte nach der Maßgabe: „Lasst uns trinken und essen, denn morgen werden wir sterben." Oder „Iss rasch, denn es gibt kein Morgen." War das richtig gewesen? Wer kann das heute noch beurteilen? Während der langen Fahrt brach unter den Frauen Zank und Streit aus. Diejenigen, die sich ihre Portion eingeteilt hatten, wurden von den anderen bedrängt, ihnen etwas abzugeben, was sie natürlich meistens ablehnten. Manchen wurde Brot gestohlen. Da ich alles auf einmal aufgegessen hatte, fühlte ich mich von all dem Gezeter befreit. Sicher, ich war in den nächsten Tagen hungrig, doch ich tröstete mich, indem ich mir meine Menschlichkeit bewahrte. Weder bat ich andere um Brot, noch war ich versucht zu stehlen. Nicht einmal heute kann ich bedauern, so gehandelt zu haben.

Wir erwarten von unseren Sabres, dass sie die Dinge, die wir durchgemacht haben, im rechten Licht sehen. Wir sind durch die Hölle gegangen. Wer uns sagen will, dieses Verhalten war richtig und jenes nicht, dem möchte ich vorhalten, dass man im Nachhinein leicht reden hat. Uns trieb ein unbändiger Überlebenswille. Wir wollten am Leben bleiben und uns ein menschliches Antlitz bewahren.

Der Zug fährt und ich werde von Erinnerungen überschwemmt. Mit fällt das Gespräch mit Hößler ein, das wohl eine Woche zuvor stattgefunden hatte. Er schlug mir vor, ihm nach Deutschland zu folgen, was ich abgelehnt hatte. Damals hatte er mir auch gesagt, dass die Evakuierung des Lagers kurz bevorstünde. Seitdem hatte ich von ganzem Herzen gehofft, dass das bald geschehen würde.

Ich wurde manchmal gefragt, was ich mit den Sachen gemacht hätte, die sich in Birkenau bei mir angesammelt hätten. Vom Appellplatz direkt in die Waggons? Wie konnte das gehen? Hattet ihr nichts mitzunehmen? Kein Gepäck?

Wer solche Fragen stellt, weiß nichts über Birkenau. Das einzige, was man in Birkenau besaß, war der eigene Körper, und auf dem Körper trug man seinen ganzen Besitz, sein Haus. Wohin man auch ging, man nahm immer alles mit, was man besaß, und das war eben – nichts. Während ich dies niederschreibe, wundere ich mich über mich selbst: Wie habe ich das nur alles ausgehalten? Darauf weiß ich momentan nur eine Antwort: Wir dachten damals nicht, wie man heute denkt. Wir lebten nur für den Augenblick, und alles, was uns interessierte, war das bloße Überleben. Wir wollten bewahren, was uns teuer war: das Leben der Familienmitglieder und das eigene Leben. Meine Familie hatte ich bereits verloren. Das einzige, was mir geblieben war, war ich selbst.

Ab und zu spähten wir durch die Ritzen im Waggon hinaus, um zu erkunden, wohin die Reise ging. Dass wir Richtung Westen fuhren, war uns klar, unser Ziel musste demnach in Deutschland liegen. Doch weswegen wurden wir dorthin gebracht? Ich vergeudete nicht allzu viel Zeit mit diesen und ähnlichen Gedanken, denn eins wusste ich mit Sicherheit: Es war nicht so wichtig, wohin die Reise ging; schlimmer als in Birkenau konnte es nirgends sein. Selbst der Teufel hätte sich eine solche Qual nicht einfallen lassen können. Es war schwer, es war sehr schwer, diese Dinge zu verarbeiten. Hatte es Birkenau überhaupt gegeben, oder war ich in einem Alptraum gefangen gewesen?

Während der Reise schlief ich nur einige Stunden. Wie sollte man schlafen, wenn es im Waggon so eng war, dass man kaum stehen konnte? Erwachte ich hier im Zug aus einem Traum, oder waren die sechzehn Monate im Lager Wirklichkeit gewesen? Wie lange die Reise dauerte, weiß ich nicht mehr. Es müssen fünf bis acht Tage gewesen sein. In Birkenau hatten wir das Zeitgefühl verloren.

Der Zug hielt einmal täglich an einem bestimmten Ort, wo man uns erlaubte, auszusteigen. Dort waren wir von be-

waffneten Deutschen eingekreist. Während dieser „Pause“ konnten wir uns erleichtern, leerten den Toiletteneimer, atmeten frische Luft ein. Das alles in der bitteren Kälte, wie sie Ende November/Anfang Dezember in Polen herrscht. In all dieser Zeit hatte ich nichts zu essen. War es nicht doch ein Fehler gewesen, alles auf einmal zu verspeisen? Ich beneidete die Frauen, die sich ihr Brot eingeteilt hatten. Ich sah, wie andere sie um einen Bissen anbettelten. Ich tat das nicht, das war nicht meine Art. Der Zug setzte seine Reise fort, bis wir Bergen-Belsen erreichten.

Als wir Auschwitz-Birkenau verlassen hatten, verspürte ich eine gewisse Erleichterung. Beim letzten Blick auf das Lager fiel mir ein, was ich von den Deutschen und den Kapos gehört hatte: „Hier kommt man nicht lebend heraus. Der einzige Ausgang ist dort!“, und dabei deuteten sie auf die Schonsteine, die man vom ganzen Lager aus sah. Jene verfluchten Schornsteine, die vierundzwanzig Stunden am Tag Rauch ausstießen. Auch meine Eltern, Vater und Mutter, waren hier in Rauch aufgegangen. Noch vor wenigen Minuten hatte ich die Schornsteine rauchen sehen, und jetzt entfernte sich der Zug stetig von der Hölle, die Birkenau hieß. Ich war lebend herausgekommen.

Das heranwachsende achtzehnjährige Mädchen hatte sich in eine kranke, alte, leiderfahrene Frau verwandelt, die fünfunddreißig Kilo wog und sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Ich erinnere mich an jene furchbaren ersten Minuten, als wir auf der Judenrampe angekommen waren und ich in kürzester Zeit meine beiden Eltern verlor. Der Zug hält. Wir dürfen zum ersten Mal aussteigen, uns erleichtern, die Eimer leeren und uns wieder in den Waggon pressen.

Wir waren im letzten Transport, der Auschwitz-Birkenau in Richtung Deutschland verließ. Die Zurückgebliebenen wurden in Todesmärschen in verschiedene Lager in Deutsch-

land getrieben. Das erfuhr ich nach dem Krieg von meinem Bruder Moritz, von dem ich nach seinem letzten Besuch in Bedzin nichts mehr gehört hatte. Auch er war in Auschwitz-Birkenau gelandet, hatte die Selektion überstanden und war in das Arbeitslager Blechhammer, eines der Außenlager von Auschwitz, geschickt worden. Den Todesmarsch, der ihn Anfang Februar 1945 von dort nach Buchenwald in der Nähe von Weimar führte, hat Moritz lebend überstanden.

Bergen-Belsen

Wir kamen bei Schnee und Frost in Bergen-Belsen an. Vom Bahnhof aus führte man uns zu Fuß ins Lager, wo uns ein großes Zelt erwartete. Ein Blick in die Runde genügte um zu wissen, dass wir wieder in einem Lager waren, diesmal in einem Konzentrationslager, aber wir merkten gleich, dass es mit Birkenau nicht zu vergleichen war. Als erstes fiel mir die Abwesenheit von SS-Leuten auf. An der Uniform des Lagerkommandanten, der uns in Empfang nahm, erkannten wir, dass er der Wehrmacht angehörte, was wir für ein gutes Zeichen hielten. Seine erste Frage an uns lautete:

„Woher kommt ihr? Warum seht ihr so schlecht aus?"

Wir antworteten auf Deutsch:

„Wir kommen aus Auschwitz-Birkenau!"

Sofort fragte er nach:

„Was ist das? Wo liegt das?"

Bevor ich ihm etwas erklären konnte, fiel ihm auf, dass wir im Stehen vor Kälte zitterten. Er fragte weiter nach und muss unterdessen bemerkt haben, dass einige Frauen ihr Wasser abließen. Es schien ihn zu erstaunen, dass sie das im Stehen taten und ohne die Unterhosen herunterzuziehen. Er trat näher und hob den Frauen die Röcke hoch. Dabei entdeckte er, dass die meisten von uns keine Unterhosen trugen, ausgenommen die Mitglieder des Orchesters. Wir anderen konnten von Unterhosen nur träumen. „Warum geht ihr ohne Unterhosen?" Er befahl sofort, dass man uns Kleidung aushändigen sollte, einschließlich Unterhosen und Strümpfen.

Später entschuldigte er sich dafür, dass wir die erste Nacht im Zelt verbringen müssten, er habe keine anderen Plätze

frei. Decken wurden verteilt und wir begannen nach alter Birkenauer Gewohnheit, uns um sie zu reißen, doch er beruhigte uns, es seien genug für alle da. Am nächsten Morgen führte er uns zu den Duschen und entschuldigte sich wiederum, es gäbe gerade kein warmes Wasser. Wir wuschen uns und zogen die sauberen Kleider an, die man uns gegeben hatte. Dann endlich hatten wir Gelegenheit, uns ein wenig umzusehen. Als erstes fiel mir auf, dass die Leute in diesem Lager nicht schlecht lebten. Sie sahen gut aus, manche wirkten direkt gepflegt. Ich wunderte mich. Was ging hier vor? Waren wir noch in den Händen der Deutschen? Gab es auch andere Deutsche? Gute? Brachen für uns jetzt bessere Tage an, ohne die Gräuel der Gaskammern vor Augen? Durften wir uns beruhigen? In unmittelbarer Lebensgefahr schienen wir hier nicht mehr zu schweben. Oder? Wir wussten, dass man den Deutschen nicht trauen konnte. Noch in Auschwitz hatten wir gehört, dass es auch in anderen Lagern Gaskammern gäbe. Was mochte uns hier erwarten? War die gute Behandlung vielleicht nur für den einen Augenblick gut? Wollte man uns hinters Licht führen? Dass wir Birkenau verlassen hatten, das war ein positives Zeichen, aber hieß das, dass wir gerettet waren? Eindeutig nicht! Solange du die Freiheit nicht spürst, solange du noch deutsche Soldaten oder SS-Männer siehst, solange kannst du nicht sicher sein und dich nicht in Sicherheit wähnen. Solange du noch in der Gewalt der Deutschen bist, solange musst du um dein Leben fürchten.

Bergen Belsen war ein beeindruckend großes Lager. Die Gefangenen wirkten keineswegs elend. Ich erfuhr, dass es sich um europäische Ausländer handelte, unter ihnen auch Juden, Bürger von Staaten, die mit Deutschland verfeindet waren. Sie wurden im Konzentrationslager festgehalten für den Fall, dass man sie gegen deutsche Kriegsgefangene austauschen konnte, und deswegen erhielten sie eine Vorzugsbehandlung, durften Pakete von ihren Familien und sogar

von der Schweizer Regierung empfangen. Nach unserer Ankunft musterten sie uns: „Nun guckt euch diese Ladung an, welche Tiere hat man uns ins Lager gebracht …“

Wir hatten bereits in Leipzig von den Konzentrationslagern gehört. Zunächst wurden hier Deutsche inhaftiert, Gegner des Regimes, Kommunisten oder Homosexuelle. Auch Moritz war von Bedzin aus in ein solches Arbeitslager geschickt worden, und er hatte sogar zweimal Heimaturlaub erhalten. Später internierten die Deutschen hier auch ausländische Bürger, die, wie gesagt, zum Austausch vorgesehen waren.

Die Lagerbevölkerung bestand aus zwei Gruppen. Die ausländischen Bürger lebten in Baracken (aus Stein oder aus Holz), und wir, die wir aus Birkenau und anderen polnischen Lagern eingetroffen waren, wurden in Zelten untergebracht. Wir lagerten auf dem Boden, ohne Betten oder Matratzen. Es war Dezember, ein europäischer Winter mit Kälte und Regen. Der Regen drang durch die Zeltwände und der Boden verwandelte sich in Schlamm. Uns war immerzu kalt. Wieder breitete sich Typhus aus. Da ich diese Krankheit bereits in Birkenau überstanden hatte, war ich immun. Um mich herum lagen Kranke in großen Mengen, und sie wurden nicht von den Gesunden getrennt, so dass der Typhus sich rasch ausbreitete und viele Tote forderte. Um mich herum ein großes Sterben. Menschen. Niemand wurde behandelt, niemand wurde geimpft.

Im Vergleich zu Birkenau bekamen wir besseres Essen, doch was die anderen Lebensbedingungen in Bergen-Belsen betraf, so waren sie in den ersten beiden Wochen deutlich schlechter. Der große Trost war, dass man uns nicht mit Selektionen und dem Weg durch den Schornstein drohte.

Während meines ganzen Aufenthalts in Bergen-Belsen wurden die Frauen aus meinem Transport nicht zur Arbeit geschickt, denn wir waren dermaßen heruntergekommen, dass die Lagerleitung wohl einsah, sie würde aus uns keinen

großen Nutzen ziehen können. Wir schleppten uns dahin wie wandelnde Schatten, krank, schwach, und konnten uns kaum auf den Beinen halten.

Die Gefangenen, die schon länger im Lager waren, erzählten uns, dass die Deutschen sich ab der ersten Dezemberhälfte 1944 durch den Bau zusätzlicher Baracken auf den Empfang von Transporten aus dem Osten vorbereitet hatten. Gegen Mitte Dezember wurden alle Frauen, die mit mir gekommen waren, in Baracken verlegt, wo wir vor Regen und Kälte geschützt waren. Ich erhielt regelmäßige Mahlzeiten und konnte nachts durchschlafen. Wir lagen ja nicht mehr zu sechst auf einer Pritsche; jetzt hatte jede Frau eine Decke und eine Matratze für sich. So erholte ich mich ganz allmählich. Noch besser fühlte ich mich, nachdem ich auf meine Bitte hin zum Weben eingeteilt wurde. So verging mir die Zeit schneller. Was uns nun am meisten beschäftigte, war die Frage, was mit unseren Familien geschehen sei. Ich dachte an meine Brüder Moritz und Jakob.

Zwei Freundinnen, die mit mir aus Birkenau gekommen waren und in derselben Baracke wohnten, arbeiteten in der Lagerküche und hatten dort Kontakt zu anderen Gefangenen. Wie jeden, mit dem ich redete, bat ich auch sie, herumzufragen, ob jemand etwas über meine Brüder Moritz und Jakob Landsberg wisse. Eine der Küchenarbeiterinnen sagte mir, aufgrund der Beschreibung, die ich von Moritz gegeben hatte, hätte man im Lager jemanden ausfindig gemacht, der mein Bruder sein könnte. Sobald ich das hörte, vereinbarten wir ein Treffen. Er rannte mir entgegen, denn er meinte, seine Frau käme. Auch ich rannte ihm entgegen, denn ich meinte, Moritz käme auf mich zu. Aus der Nähe entdeckte ich, dass er nicht mein Bruder war, obwohl er ihm äußerlich ähnelte. Wir unterhielten uns für einige Minuten, und es stellte sich heraus, dass es sich um meinen Cousin Schlomo Zalman Berger handelte. Mir ging es zu jener Zeit

nur um meine Brüder, und ihm ging es nur um seine Frau. So kam es, dass wir uns nie mehr begegneten, nicht einmal nach dem Krieg.

Verglichen mit der Hölle in Auschwitz-Birkenau war unser Leben in Bergen-Belsen leicht, insbesondere, nachdem wir in Baracken umgezogen waren. In Birkenau stand kaum etwas zwischen dir und dem Tod, ein Leben wog nicht mehr als eine Knoblauchschale. Auch in Bergen-Belsen war unser Leben keinen Heller wert, doch fühlten wir uns nicht täglich bedroht. Auch hier starben viele Menschen, aber nicht in solchen Mengen wie in Birkenau. Uns ließ man in Ruhe, vielleicht fühlten wir uns deswegen besser.

Die in Birkenau Gefangenen trugen die Kleidungsstücke, in denen sie ihr Haus verlassen hatten, nicht die gestreiften Anzüge, mit denen wir eintrafen. Ich wunderte mich, wie gut gekleidet die holländischen Juden waren, wie gepflegt die Frauen. Sie erhielten sogar Pakete vom Roten Kreuz. Für sie war es das Schlimmste, ihrer Bewegungsfreiheit beraubt zu sein. Sie waren eingesperrt, obwohl sie keine Verbrechen begangen hatten. Ihr einziges Verbrechen bestand darin, jüdisch zu sein. Soweit ich es damals in Bergen-Belsen gesehen habe, ging es ihnen körperlich gut. Sie organisierten alle möglichen kulturellen Aktivitäten wie Liederabende und Aufführungen, was uns völlig unvorstellbar erschien. Wer hätte geglaubt, dass in deutschen Konzentrationslagern Liederabende in aller Öffentlichkeit stattfanden? Uns erschien das wie ein Traum, und die Holländer ihrerseits hielten uns für Affen, von denen man lieber Abstand hält. Doch mit der Zeit entdeckten sie, dass auch wir Menschen waren, und erste Gespräche kamen in Gang. Auch in Bergen-Belsen gab es Krematorien, aber die Deutschen sagten uns, hier würden nur die Leichen von im Lager Gestorben verbrannt. Gaskammern gäbe es nicht, denn in Bergen-Belsen würden Menschen nicht massenhaft vernichtet.

Die Befreiung nahte. Wir spürten das an der Atmosphäre, die im Lager herrschte. Die Deutschen behandelten uns anders. Sie verließen Bergen-Belsen zwei Tage, bevor der erste englische Soldat im Tor erschien, und warnten uns, wir sollten die Vorratslager nicht anrühren, denn das Essen sei vergiftet. Als britische Flugzeuge das Lager überflogen, verspürte ich zum ersten Mal ein Gefühl der Freiheit. Wir stürmten hinaus auf den Platz und winkten ihnen zur Begrüßung zu. In den ersten Tagen nahmen viele von uns keine Nahrung zu sich. Wir wagten uns nicht an die Vorräte, weil wir glaubten, die Deutschen hätten sie vor ihrem Abzug vergiftet. Was war mit mir los? Was war mit den anderen los? Warum verließen wir das Lager nicht auf der Stelle? Warum flohen wir nicht? Eindeutig kann ich das heute nicht mehr beantworten. Was geschah und wie es geschah, darüber kann ich berichten, aber warum wir brav im Lager blieben, das weiß ich nicht. Ich versuche zu erraten, was mir damals durch den Kopf ging. Es waren wohl Fragen wie: Wohin soll ich gehen? Wie lebt man überhaupt in Freiheit? Wie sieht die heiß ersehnte Freiheit aus? Hatte Birkenau uns der Fähigkeit beraubt, wie freie Menschen zu handeln?

Die Qualen der Befreiung

Sonntag, der 15.4.1945, war ein Tag, den ich nie vergessen werde. An diesem Tag fuhren die Soldaten der britischen Armee in Bergen-Belsen ein. Im Lager war schon einige Tage vorher eine gewisse Aufregung zu spüren gewesen. Die Deutschen rannten hin und her und waren nur mit sich selbst beschäftigt. Was das zu bedeuten hatte, wurde zwei Tage vor der Befreiung klar, als alle Deutschen das Lager verließen. Eines Morgens erwachte ich, ohne dass mich jemand geweckt hätte, und bemerkte: Es sind keine Deutschen mehr im Lager. Ich war frei, ich war befreit worden! Was sollte ich jetzt tun? Wieder ließen die Gedanken mir keinen Frieden, wieder kehrten die Erinnerungen zurück. Wie ein Film zog mein bisheriges Leben an mir vorbei. Nach dreizehn Jahren des Leids bekam ich meine Freiheit zurück. Niemand konnte von mir erwarten, dass ich auf Anhieb wusste, was ich damit anfangen sollte. Meine Kindheit und Jugend waren von Qualen geprägt. Hatte ich denn überhaupt eine Jugend gehabt? Hatte ich Schulen besucht? Nicht nur die Freiheit war mir genommen worden, alles war mir genommen worden, die Stiefel der deutschen Soldaten hatten mich zertreten. Meine Eltern waren vor meinen Augen auf grausamste Art in den Tod geschickt worden. Vom Schicksal meiner Brüder wusste ich nichts.

Leute haben mich des Öfteren gefragt, warum wir das Lager Bergen-Belsen damals nicht verlassen hätten. Es hinderte uns ja niemand mehr daran. Aber ich trug Auschwitz-Birkenau noch in mir. Ich hatte die sieben Stufen der Hölle durchschritten, bevor ich begriff, dass ich mich im Königreich des Bösen befand. Jeder Deutsche und jeder Kapo

konnten mich ohne weiteres in den Tod schicken. Jetzt war ich in Bergen-Belsen, weit und breit kein Deutscher in der Nähe … doch wie lebt man als freier Mensch? Wenn ich das Lager verließe, wohin sollte ich mich wenden? In diesem Augenblick hätte ich eine Anleitung gebraucht, jemand der mir sagte, was zu tun sei, Mutter und Vater, die mir Wärme und Sicherheit vermittelt hätten – aber die Deutschen hatten mir auch meine Eltern genommen.

Ich erwachte wie aus einem Traum. Auf dem Appellplatz blickte ich um mich. Tatsächlich, von den Deutschen keine Spur. Ich begab mich auf die Suche nach etwas Essbarem und bemerkte, dass sich am Tor etwas bewegte. Soldaten fuhren mit Panzern in das Lager. Freundliche Soldaten. Wir begriffen rasch, dass es Briten waren. Dass die Befreiung kurz bevorstand, hatten wir, ähnlich wie in Auschwitz, vorher schon gespürt, es hatte etliche Anzeichen dafür gegeben. Die Deutschen änderten ihr Verhalten uns gegenüber, ihre Befehle klangen weniger scharf. Wir konnten die herannahende Niederlage an ihren Mienen ablesen. Und nun waren wir frei. Der lang erwartete Augenblick war da, und ich war heil und gesund. Ich will die Freude, die mich an diesem Tag einhüllte, nicht verschweigen. Doch es war eine von großer Traurigkeit begleitete Freude. Ich lachte und weinte abwechselnd. Wie sollte es nun weitergehen?

Es war Sonntag, der 15.4.1945, einige Tage nach dem Pessachfest, dem Fest der Freiheit, und ein britischer Offizier versammelte uns und teilte uns mit, dass wir frei seien. Die britischen Soldaten hatten uns befreit! In diesem Augenblick waren wir offiziell wieder zu freien Menschen geworden.

In den Tagen vor und nach der Befreiung beschäftigte ich mich fast nur mit mir selbst. War ich noch dieselbe Sara, das heranwachsende Mädchen? Hatte ich mir meine Zurechnungsfähigkeit bewahrt? Wir empfingen die britischen Soldaten, die sofort begannen, sich um uns zu kümmern und

uns in den Kreis des Lebens zurückzuführen, mit gemischten Gefühlen.

Am Tag der Befreiung waren in Bergen-Belsen etwa 60.000 Menschen inhaftiert. Ein Teil wirkte gesund, doch sehr viele waren krank und ausgemergelt. Jetzt, wo ich im Lager frei herumlaufen konnte, entdeckte ich Schreckliches. In allen Ecken lagerten Leichen von Frauen, Männern und Kindern, Tausende von Toten. Die britischen Soldaten sorgten als erstes dafür, dass die bereits verwesenden Körper begraben wurden. Dazu zogen sie die Einwohner der Umgebung heran, aber auch etliche der ehemaligen Häftlinge. Die Briten fanden viele Kranke und völlig unterernährte Lagerbewohner vor, Epidemien breiteten sich aus. In der ersten Woche nach der Befreiung starben noch etwa 15.000 Menschen, zum Teil, weil die Engländer die Kranken nicht gleich richtig zu behandeln wussten, zum Teil, weil die Ausgehungerten hemmungslos über das Essen herfielen. Die Befreiung hätte eigentlich ein freudiges Ereignis sein können, doch auch danach herrschte noch der Tod. Wohin ich auch ging, sah ich Leichen.

Die Briten waren sehr freundlich, gaben uns Zigaretten und reichlich zu essen nach dem Motto „Iss, soviel du kannst." Wir nahmen viel mehr als nötig zu uns. Heute weiß ich, was ich damals nicht wusste: Die Briten begingen einen großen Fehler, als sie uns so viel zu essen gaben. Die Leute, die lange gehungert hatten, stürzten sich gierig auf die Nahrung. Sie nahmen sich riesige Portionen, nicht nur, um sie gleich zu verspeisen, sondern auch um sie aufzubewahren. Anschließend schleppten sich die Menschen mit Diarrhöe über den Platz und die Wege. Ein großes Sterben setzte ein. Die Ausgehungerten starben, weil sie maßlos gegessen hatten.

Nach der Befreiung wurde aus dem Konzentrationslager ein Lager für Displaced Persons, ein DP-Camp. Ich wurde in einen Block eingewiesen, indem vorher die Deutschen gewohnt hatten. Physisch lebten wir weiterhin in einem Lager,

psychisch allerdings begannen wir allmählich, die Freiheit zu spüren und ins Leben zurückzukehren. Wir veranstalteten gesellige Zusammenkünfte, Gesprächsrunden, Gesangs-und Tanzabende. Ich schloss mich natürlicherweise einer Gruppe von Frauen aus Birkenau an. Die meisten von ihnen hatten zum Orchester von Alma Rosé gehört. Auch zwei gelernte Krankenschwestern waren dabei. Sie kümmerten sich um die Kranken im Lager, und oft begleitete ich sie auf ihren Runden und half so gut ich konnte.

In Bergen-Belsen fanden sich auch Jugendliche aus den zionistischen Pionierbewegungen zusammen. Die meisten von ihnen waren Deutsche, doch es waren auch einige Polen darunter. Sie lebten in einer Kommune, die sich auf die Alija, die Einwanderung nach Erez Israel, vorbereitete. Noch im Lager bahnten sich zwischen ihnen Freundschaften an, aus denen später Ehen wurden. Eines fiel mir auf: Die jungen Männer aus Deutschland verheirateten sich ausschließlich mit jungen Mädchen aus Deutschland. Da blieb den Polen keine Wahl; auch sie mussten untereinander heiraten, denn die Deutschen lehnten jeden Antrag von polnischer Seite ab.

Eines Tages traf ich im Lager Jossele Eisek wieder, jenen jungen Mann, der von Bedzin nach Auschwitz geschickt worden, aber von dort geflohen war und bei uns in der Jugendbewegung erzählte, was sich in Auschwitz wirklich zutrug. In Bergen-Belsen lernte er die jüdische Ärztin Dr. Bianka kennen, die in Auschwitz gearbeitet hatte, und die beiden heirateten. Wenn ich mich nicht irre, dann war das eine der ersten Hochzeiten, die in Bergen-Belsen gefeiert wurden. Zu unserer Gruppe gehörte auch Hanneke, mit der ich bis heute in freundschaftlicher Beziehung stehe.

Ich möchte erwähnen, dass meine Sinne damals abgestumpft waren. Zwar versuchte ich zu helfen, wo ich konnte, doch im Innern beschäftigte mich einzig und allein die Frage nach dem Schicksal meiner Brüder Moritz und Jakob, von

denen ich seit Jahren nichts gehört hatte. Den Verlust meiner Eltern hatte ich noch nicht wirklich verarbeitet, ich wusste nur eines: Ich würde sie nie wiedersehen, mich aber ein Leben lang nach ihnen sehnen. Nun widmete ich mich der Aufgabe, meine Brüder zu finden.

Sobald die Briten das Lager neu organisiert, die Toten begraben und die Kranken medizinisch betreut hatten, setzte eine Art Routine ein. Mit der Hilfe vieler anderer Körperschaften wurden täglich oder sogar mehrmals täglich Listen von Überlebenden veröffentlicht. Vielleicht sollte ich an dieser Stelle bemerken, dass fast niemand das Lager verließ. Wohin sollten wir auch gehen? Das Lager hatte einen anderen Charakter bekommen. Zwar starben immer noch viele, doch als DP-Camp flößte es uns Leben ein, und das war bei weitem nichts Selbstverständliches. Wer in Birkenau gewesen war, gewöhnte sich nicht so rasch an die Freiheit. Ich lief noch tagelang um Lager herum und fühlte mich eingeschränkt. Wagte es noch nicht, zum Tor hinauszugehen. Wollte jemand mich daran hindern? Keinesfalls. Allerdings hatte man uns gewarnt, wir sollten die deutschen Ortschaften noch nicht betreten, damit man uns nicht auflauerte, denn es liefen dort immer noch SS-Leute herum. Möglicherweise befürchteten die Briten auch, dass wir uns an den Deutschen, die für die Schoa verantwortlich waren, rächen könnten. Ein Ausgangsverbot aber gab es eindeutig nicht.

Eines Tages riefen die Briten uns zusammen und führten den vorletzten Lagerkommandanten Josef Kramer auf den Appellplatz. Sie hatten ihn gefangen genommen, als er zu fliehen versuchte, und würden ihn in Kürze vor Gericht stellen. Kramer, noch immer gut gekleidet, stand wie betäubt vor den ehemaligen Gefangenen, die ihn zur Rechenschaft ziehen wollten. Er musste von den Briten beschützt werden. Später erfuhr ich, dass Kramer zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Ich empfand ihm gegenüber nichts

Besonderes, denn als wir im Lager eintrafen, hatte er sich sehr bemüht, uns zu helfen. Die anderen aber wussten von seinem Grausamkeiten jüdischen Gefangenen gegenüber zu berichten. Eine Woche nach meiner Ankunft war er in ein anderes Lager versetzt worden.

Eine andere Überraschung, die in Bergen-Belsen auf mich wartete, war ein Zusammentreffen mit Franz Hößler. Ich ging einfach im Lager spazieren und sah ihn plötzlich vor mir, diesmal allerdings in einem der Käfige, in die die Briten Kriegsverbrecher einsperrten. Es war fast, als hätten wir die Rollen getauscht. Er saß hinter Gittern, und ich war frei. Er erkannte mich sogar: „Muselmännin, kannst du mir helfen?" „Du hast mir zwar in Birkenau geholfen und mir sogar das Leben gerettet, doch die anderen hast du ins Gas geschickt, und deswegen helfe ich dir nicht!" Ich wandte den Blick ab und ging weiter. Nein, ich habe ihm nicht geholfen. Nicht einmal Brot und Wasser, worum er gebeten hatte, brachte ich ihm.

Jeden Tag trafen im Lager Listen mit den Namen jüdischer Überlebender aus verschiedenen Orten Europas ein. Sie wurden an einem Informationsbrett vor der britischen Kommandozentrale ausgehängt. Ich ging einige Male täglich dorthin. Es war nicht leicht. Immer wenn eine neue Liste ausgehängt wurde, drängten wir uns dort zusammen, um zu sehen, ob vielleicht ein Familienmitglied überlebt hatte. Die Listen waren kurz, und meistens kehrten wir enttäuscht in den Block zurück. Wie leid taten mir die Menschen, die sich zu Tausenden mehrmals täglich einfanden, um die Listen zu studieren, und sich dann tief enttäuscht abwandten! Auch ich selbst tat mir leid. Dass jemand, der den Namen eines Verwandten gefunden hatte, plötzlich vor Freude aufschrie, kam äußerst selten vor.

Eines Tages sah ich das strahlende Gesicht meiner Freundin Sala Cochan, die ich noch aus Bedzin kannte, wo ihre Eltern eine Windmühle betrieben hatten. Sala hatte während

des Krieges immer genug Mehl. Mehl war damals so wertvoll wie heute Diamanten, vielleicht sogar noch wertvoller, denn wer konnte Diamanten essen? Sala rannte mir freudestrahlend entgegen, denn sie hatte den Namen ihres Bruders Henek auf der Liste entdeckt. Ich nahm sie in die Arme und versuchte, sie zu beruhigen. Gemeinsam gingen wir noch einmal die Liste durch und sahen, dass Henek sich im Lager Buchenwald aufhielt.

Heneks Auftauchen regte auch meine Lebensgeister an. Ich bat die Briten, meinen Namen überall dort zu veröffentlichen, wo Juden lebten. Sala erhielt von dem britischen Kommandanten die Erlaubnis, nach Buchenwald zu fahren, um sich mit ihrem Bruder zu treffen. Vor ihrer Abreise beschwor ich sie, in Buchenwald herumzufragen, ob jemand etwas über meine Brüder Moritz und Jakob wisse.

Am Tag, nach dem Sala in Buchenwald eingetroffen war, wurde ich morgens früh zur Kommandantur gerufen und erfuhr dort, es gäbe einen Hinweis, dem zufolge mein Bruder Moritz sich ebenfalls in Buchenwald aufhielte, obwohl sein Name auf den Listen nicht erschien. Noch einmal gingen wir die Listen durch und entdeckten Moritz auf einer Liste von Überlebenden, die im Krankenrevier lagen. Ich ersuchte sofort um Erlaubnis, meinen Bruder dort besuchen zu dürfen. Das war nicht leicht, doch ich gab nicht nach. Notfalls würde ich das Lager auf eigene Faust verlassen und in die amerikanische Zone gehen und dort um Hilfe bitten. Noch während ich mich in der Kommandantur aufhielt, erreichte mich ein Anruf von Sala. Sie berichtete mir von der glücklichen Begegnung mit ihrem Bruder Henek und wusste weiterhin zu erzählen, dass Moritz im Revier in Quarantäne lag. Sie hatte sich dem Gebäude genähert und Moritz aus der Ferne gesehen. Zuerst hatte er sie für seine Schwester gehalten, denn Sala und ich waren beide blond. Sie rief ihm dann zu, dass ich, Sara, in Bergen-Belsen sei.

Nach diesem Anruf überkamen mich große Erregung und überschäumende Freude, in die sich tiefer Schmerz mischte. Würde ich Moritz noch lebend sehen? An welcher Krankheit litt er? Bei uns im Lager war die Sterblichkeit mit der Unterstützung von Hilfsorganisationen inzwischen zurückgegangen und der Zustand der Kranken stabilisierte sich. Doch wie es in dieser Beziehung in Buchenwald aussah, das konnte ich nicht wissen. Warum lag Moritz in Quarantäne? Sala hatte mir diese Frage nicht beantworten können. Wiederum wandte ich mich an den Lagerkommandanten und flehte ihn an, mir die Fahrt nach Buchenwald zu meinem Bruder zu ermöglichen. In welcher Sprache wir uns verständigten, habe ich vergessen. Englisch kann es nicht gewesen sein, denn ich konnte damals noch kein Englisch. Möglicherweise war ein Dolmetscher anwesend. Jedenfalls verstand der Offizier genau, was mir am Herzen lag, und versprach, er würde sich darum kümmern. Damals in Deutschland herumzureisen, war nicht gerade einfach, schon gar nicht, wenn man von der britischen Zone in die amerikanische fahren wollten, in der Buchenwald lag. Nach einigen Stunden rief man mich wieder zum Kommandanten. Er hatte die nötigen Genehmigungen besorgt. Ich durfte am nächsten Tag mit einem Lastwagen mitfahren, der Lebensmittel nach Buchenwald bringen sollte.

Grübelnd verbrachte ich eine schlaflose Nacht, vielleicht die längste meines Lebens. Würde ich meinen Bruder noch lebend antreffen? In der Morgendämmerung fand ich mich vor dem Gebäude der Kommandantur ein, meinen gesamten Besitz trug ich bei mir, er bestand aus den Kleidungsstücken auf meinem Leib. Ich verließ Bergen-Belsen, um nie wieder zurückzukehren.

In Buchenwald legte ich am Eingangstor die Bescheinigung der Briten vor, dass ich im Lager Bergen-Belsen gewesen und befreit worden war. Damit konnte ich mich frei bewe-

gen. Ohne diese Erklärung hätte man mich womöglich für eine Deutsche gehalten und mir etwas angetan oder vielleicht sogar eine Kugel in den Kopf gejagt. Außerdem trug ich ja noch die Nummer auf meinem Arm … Gab es einen besseren Ausweis? Mir wurde also erlaubt, Buchenwald zu betreten. Als erstes traf ich Sala. „Wo ist Moritz? Ich muss ihn sehen! Ich habe keine Geduld mehr!“ Sala beruhigte mich und erklärte, dass Moritz in Quarantäne liege und niemand sich ihm nähern dürfe, da er an einer ansteckenden Krankheit leide. Ich musterte Sala, weil mir eingefallen war, dass Moritz sie mit mir verwechselt hatte. Wir waren zwar beide blond und Muselmänninen, wogen kaum mehr als 35 kg, sahen uns aber darüber hinaus eigentlich nicht zum Verwechseln ähnlich. Wie konnten wir Moritz die Nachricht zukommen lassen, dass ich, seine Schwester Sara, in Buchenwald eingetroffen war und ihn sehen wollte? Sala meinte, ich müsse mich gedulden, bis sein Zustand sich gebessert hätte. Doch mir fiel etwas anderes ein. In Leipzig hatten Moritz, Jakob und ich einen „Erkennungspfiff“ gehabt, der auf einer bestimmten Melodie beruhte. Wenn einer von uns meinte, sich in Not zu befinden, pfiff er den Erkennungspfiff, und die Geschwister eilten herbei um zu helfen. Ich stellte mich vor der Station auf und stieß diesen Pfiff aus, immer wieder. Bis von irgendwoher Moritz‘ Antwortpfiff ertönte. Das war für mich das Zeichen, dass Moritz wusste, dass ich ihn suchte. Nun ging ich täglich in die Nähe des Quarantänebereichs und pfiff, woraufhin Moritz mir antwortete und auf den Balkon kam, so dass wir uns aus einigem Abstand unterhalten konnten. Als er gesund war und wir uns gegenüberstanden, erzählte Moritz, wie sehr er sich vor einigen Tagen gefreut habe, Sala zu sehen, da er meinte, mich vor sich zu haben. Als dann der bekannte Pfiff ertönte, war er sicher, dass diesmal seine Schwester wirklich in der Nähe sei.

Nach unserem ersten Wiedersehen stellte ich mich bei der Lagerleitung als Schwester von Moritz Landsberg vor und

bat um eine Unterkunft im Lager. Dieser Bitte kam man sofort nach und erlaubte mir sogar, im Bereich der Männer zu wohnen, neben den Freunden von Moritz. Ich bekam ein eigenes Zimmer und knüpfte Kontakt zu Moritz‘ Freunden, um von ihnen zu erfahren, was ihm zugestoßen sei, und um mich zu erkundigen, wie man nach Palästina gelangte. Wie viel Zeit ich in Buchenwald verbrachte, weiß ich nicht mehr genau, aber es war nicht mehr als ein Monat. Sala reiste unterdessen nach Paris.

Moritz‘ Gesundheitszustand verbesserte sich nach etwa einer Woche. Ich ließ dem medizinischen Team keine Ruhe und bestürmte die Schwestern, mich doch meinen Bruder aus der Nähe sehen zu lassen. Eines Tages erlaubten die Ärzte ihm, zu mir herauszukommen. Wir umarmten uns lange und weinten. Beide waren wir sehr aufgeregt. Ich erzählte ihm alles, was passiert war, berichtete vom grausamen Sterben der Eltern und von den sieben Stufen der Hölle, die ich in Birkenau überlebt hatte. Mein Bruder war geschwächt, das Sprechen fiel ihm schwer. Er konnte mir kaum erzählen, wie es ihm ergangen war. Von unserem Bruder Jakob hatte er nichts mehr gehört, seit die Familie getrennt worden war. Moritz Augenlicht hatte unter den Lagerbedingungen schwer gelitten – damit war erklärt, warum er Sala für seine Schwester gehalten hatte.

In Bergen-Belsen wie auch in Buchenwald lehnte ich jeden verbindlichen Kontakt zu jungen Männern ab, obwohl etliche meine Nähe suchten. Innerlich beschäftigte mich einzig und allein die Frage, wie wir nach Palästina ins gelobte Land gelangen könnten. Vorher wollte ich von einer ernsten Verbindung nichts wissen. Zwar hatte ich Freunde, doch mit ihnen verband mich nur der dringende Wunsch, die Hölle zurückzulassen und nach Palästina auszuwandern.

Ich sah, wie sich im Lager Bande der Freundschaft, Liebe und Ehe entwickelten und hielt das für die natürlichste

Sache der Welt, doch ich selbst wollte mich auf eine ernsthafte Beziehung erst einlassen, wenn ich mich selbst besser kannte und wüsste, was ich mit mir anfangen wollte. Über die Tatsachen des Lebens klärte mich erst meine Schwester Fanny auf, nachdem wir uns in Erez Israel wieder trafen. Es war eine andere Zeit damals, man war konservativer, und wir wussten nicht, was die heutige Jugend weiß. Ich hatte keine Ahnung, was Liebende miteinander taten, und ich wollte es auch nicht wissen.

Moritz gesundete und kehrte in den Kreis seiner Freunde zurück. Nun konnten wir einander ausführlicher von allem berichten, was wir während der Schoa erlebt hatten. Unter anderem erzählte Moritz mir, dass die Amerikaner nach der Befreiung Buchenwalds den Gefangenen das Essen in gemessenen Portionen austeilten, so dass die Sterberate dort niedriger war als in Bergen-Belsen.

Während meines Aufenthalts in Buchenwald begegnete ich dem später sehr bekannten Rabbiner Herschel Schacter. Er war als Rabbiner der amerikanischen Armee eine Stunde nach der Befreiung in Buchenwald eingetroffen, und blieb dort monatelang, um den Überlebenden beizustehen. „Er leistet heilige Arbeit“, sagte Moritz über ihn. Mein Bruder stellte mich dem Rabbiner vor, und auch mir erschien er wie ein von Gott gesandter Engel. Es war ganz erstaunlich, wie er jedem einzelnen im Lager Trost zu geben verstand. Wenn der Rabbiner sich nicht um meinen an Typhus erkrankten Bruder gekümmert hätte, wäre Moritz vielleicht nicht mit dem Leben davon gekommen.

In einer bestimmten Phase hieß es, dass die Russen die Verantwortung für das Lager von den Amerikanern übernehmen würden. Erschrocken wandte ich mich an Rabbiner Schacter, der mich beruhigte und mir versicherte, dass Moritz unter seinem persönlichen Schutz stünde. Ich traf auch Lulek, der von allen „der Junge aus Buchenwald“ ge-

nannt wurde und später als Rabbiner Meir Lau das Amt des Chefrabbiners von Israel innehatte. Er wurde nach Paris geschickt, während wir uns auf den Weg nach Marseille machten. Die meisten Kinder aus Buchenwald brachte man erst einmal in die Schweiz.

Nach der Befreiung gründete man im Lager den „Kibbuz Buchenwald“, wo Überlebende sich auf die Verwirklichung der zionistischen Idee in Erez Israel vorbereiteten. Ich ging manchmal dorthin und lernte bei dieser Gelegenheit einen Neffen des Rabbiners Schacter kennen. Von ihm erhielt ich meinen ersten Heiratsantrag. Er versprach mir, mich mit in die Vereinigten Staaten zu nehmen. Meine Antwort lautete: “Ich gehe nicht nach Amerika, nicht nach Australien oder sonst wohin. Ich gehe nach Palästina!“ Der junge Mann wollte wissen, warum. „In Palästina leben Juden, und dort will auch ich leben. Ich will nicht mehr der Willkür fremder Völkern ausgesetzt sein. Wenn du mich heiraten willst, dann reisen wir gleich nach der Hochzeit nach Palästina!“ Damit war die Beziehung zum Neffen von Rabbiner Schacter zu Ende, noch bevor sie begonnen hatte. Nach allem, was ich durchgemacht hatte, kannte ich nur mehr ein Ziel: Palästina/Erez Israel.

In Buchenwald machte einer von Moritz‘ Freunden mir ebenfalls einen Heiratsantrag, und ich erwiderte ihm, wenn er das täte, sei er offenbar keiner guter Freund meines Bruders. So dachte ich damals. Es gab weitere junge Männer, die mich schön fanden und mir den Hof machten, doch ich wies sie alle zurück. Ich wollte zuerst herausfinden, wer ich eigentlich war und was ich wollte. Meine Freundinnen in Bergen-Belsen und auch in Buchenwald hatten bereits feste Freunde und wollten so bald wie möglich heiraten. Ich konnte verstehen, dass sie, die ihre Familien in der Schoa verloren hatten, nicht allein bleiben wollten und rasch eine Familie gründeten. Doch bei mir war das anders, ich sträubte mich gegen jede Verpflichtung.

In jenen Tagen traf ich eine weitere Entscheidung: Ich wollte keinen Schoa-Überlebenden heiraten. Es reichte, dass ich durch die Hölle gegangen war, mein zukünftiger Mann sollte jemand sein, der das nicht erlebt hatte. Ich wollte kein Zuhause, in dem nur vom Leben im Lager gesprochen wurde. Nachdem ich in Palästina eingetroffen war, machten mir einige Männer den Hof, die nach der Schoa in Land gekommen waren, sich dort bereits eine Existenz aufgebaut hatten und als erfolgreich galten. Ich wies sie alle ab.

Ich weihte Moritz in mein Vorhaben ein, nach Palästina zu ziehen, den einzigen Ort in der Welt, wo Juden sich sicher fühlen durften, und lud ihn ein, sich mir anzuschließen. Moritz stimmte zu, bat aber um einige Tage Aufschub, er wollte sich im Lager erst ganz von seiner Krankheit erholen. Anschließend gingen wir beide zur Kommandantur und teilten dort mit, dass wir das Lager verlassen wollten, um nach Palästina zu gelangen. Ich bekam Kleider zum Wechseln und einige Unterhosen. Mit einer kleinen Tasche brachen wir auf zur Reise in das Gelobte Land.

Zunächst wollten wir uns einer Gruppe von jungen Leuten anschließen, die zur Erholung und Gesundung in die Schweiz geschickt wurden. Ich hatte eine Genehmigung, mit ihnen zu fahren. Moritz aber wurde abgewiesen, denn die Teilnahme war auf Personen unter zwanzig beschränkt, und er war vier Jahre älter als ich. Es hieß, er würde nicht mehr zur Gemeinschaft und zum Aufenthaltsort passen. Aufgebracht erklärte ich, dass ich ohne meinen Bruder nicht abreisen würde. Angesichts meiner Beharrlichkeit gaben sie nach, und wir durften beide in den Bus steigen, der uns in die Schweiz brachte. Als wir nach einer langen und nicht gerade angenehmen Fahrt im Feriendorf ankamen, teilte man mich auf der Stelle einer Gruppe zu, doch Moritz wurde abgewiesen und aufgefordert, das Gelände zu verlassen. Wir beschlossen, uns nicht zu trennen, und brachen gemeinsam

Richtung Marseille auf, wo wir in einem Übergangslager unterkamen. An den Namen erinnere ich mich nicht und ich weiß auch nicht mehr, ob es von Briten oder Franzosen unterhalten wurde. Nun warteten wir ungeduldig auf den Tag, an dem wir einen Platz auf dem Deck eines Schiffes ergattern würden.

Beenden möchte meinen Bericht aus den Todeslagern mit der Geschichte des Diamanten und des Rings, die ich für den äußersten Notfall in meinem Körper verborgen hatte. Als der erste britische Soldat das Tor von Bergen-Belsen durchschritt und uns verkündete, dass wir frei seien, gewannen mit mir auch diese beiden kostbare Schmuckstücke die Freiheit. Beide hatte ich noch im Ghetto Bedzin von meiner Mutter erhalten, und sie waren seitdem in einem Kondom in meinem Darmausgang verborgen gewesen. Sofort nach der Befreiung legte ich mir den Diamanten um meinen Hals und habe ihn seitdem nicht mehr abgenommen. Auf der Schiffsreise von Marseille nach Haifa gab ich den Ring an Moritz weiter. Ich hatte meinen Bruder bereits in Buchenwald in das Geheimnis eingeweiht. Einige Zeit nach unserer Ankunft in Haifa fragte ich Moritz, wo der Ring sei. Er gestand mir, dass er ihn beim Schwimmen im Meer verloren hatte. „Nicht so schlimm“, tröstete ich ihn, „Hauptsache, du bist heil aus dem Wasser gekommen!“

Von Bekannten und von Familienmitgliedern bin ich oft gefragt worden: „Sara, warum hast du dich in Birkenau des Diamanten nicht bedient? Du warst doch mehr als einmal in Lebensgefahr.“ Ich hatte mir vorgenommen, den Diamanten nur jemandem zu geben, der mich wirklich retten würde und mein Leben nicht gefährdete. SS-Leuten hätte ich ihn nie angeboten. Die hätten mich sofort ins Verhör genommen, woher ich den Diamanten hätte und warum ich ihn in der „Sauna“ nicht abgegeben hätte, als man uns befahl, auch den letzten unserer Wertgegenstände herzugeben. Sie

hätten mich auf der Stelle erschossen oder ins Gas geschickt. Solange ich bestimmte Dinge erreichte, ohne etwas dafür zu geben oder über andere Tauschobjekte verfügte, solange war ich nicht bereit, mich von diesem überaus kostbaren Erinnerungsstück zu trennen. Ich habe diesen Diamanten nur ein einziges Mal jemandem angeboten, und zwar meiner Tante Gawanda. Für die Wundersalbe in ihrem Besitz war ich bereit, mich von ihm zu trennen, doch sie bestand darauf, für die Salbe Brot zu erhalten. Heute bin ich froh, dass das Geschäft mit der Tante nicht zustande kam. Ich hätte mir nicht verziehen, wenn der Diamant in ihre Hände gelangt wäre.

Unterwegs nach Erez Israel

Im Übergangslager in Marseille wurden wir von einem französischen Repräsentanten der Jewish Agency freundlich in Empfang genommen. Er besorgte uns das zur Einreise nach Palästina nötige, hochbegehrte Zertifikat. Das Schiff sollte auch in Neapel anlegen, wo bereits eine große Gruppe von Überlebenden auf die Weiterreise nach Palästina wartete. Dass diese Menschen kein Einreisezertifikat besaßen, erfuhren wir erst, nachdem sie das Schiff bestiegen hatten.

Wieder einmal begannen die harten Tage des Wartens. Wir wussten nicht, was uns aufhielt. Die Papiere hatten wir, der Zielhafen war bekannt, warum ließ man uns nicht aufs Schiff? Alle unsere Fragen wurden nur mit einem, mit immer demselben Wort beantwortet: „Geduld!" Es war nicht einfach, im Lager zu sitzen und darauf zu warten, dass wir an die Reihe kämen. Ich stellte mir den Tag vor, an dem wir endlich an Deck stünden, das Schiff den Anker lichtete, und die Fahrt nach Palästina Wirklichkeit würde. Ich sah Moritz und mich bereits am Ufer der Heimat. Was sich in Palästina abspielte und was uns dort erwartete, davon hatte ich keine Ahnung. Niemand bereitete uns auf die Ankunft vor. Wer Birkenau überlebt hatte, dachte sich: Schlimmer als dort kann es in Erez Israel nicht werden.

In dieser Zeit des Wartens fiel mir ein, dass ich seit der Befreiung noch gar nicht versucht hatte, mit meiner Schwester Fanny Kontakt aufzunehmen, die ja bereits in Palästina lebte. Warum ich das nicht getan hatte, das kann ich mir heute nicht mehr erklären. Vielleicht war der Grund, dass die Kommunikation zwischen der jüdischen Ansiedlung im Land und der Diaspora noch nicht richtig funktionierte. Nicht einmal

Fannys Adresse kannte ich. Seit sie abgereist war, hatten wir nicht mehr von ihr gehört. Meinem Bruder Moritz gelang es, durch die Jewish Agency eine Radiobotschaft zu übermitteln: „Grüße an Fanny Landsberg von ihrem Bruder Moritz, der die Schoa überlebt hat.“ Leider erhielt er darauf keine Antwort. Später erzählte Fanny uns, dass sie diese Botschaft gehört und sich sehr gefreut habe. Da von den anderen Familienmitgliedern einschließlich mir nicht die Rede gewesen war, vermutete Fanny, dass Moritz als einziger überlebt hatte. Umso mehr freute sie sich, mich nach unserer Ankunft zu sehen.

Eines Abends riefen uns die Repräsentanten der Jewish Agency zusammen und teilten uns mit, dass das Abreisedatum auf den 7. Juli 1945 festgelegt worden sei. Je näher der ersehnte Tag rückte, desto größer die Erregung im Lager. Als es soweit war, wurden wir in der Nacht zum Hafen von Marseille gebracht, wo wir das Einwanderer-Schiff „Mataroa“ bestiegen. Die Mataroa war ein britisches Kampfschiff gewesen, das man zu einem Passagierdampfer umgebaut hatte. Die Reise wurde von der amerikanischen Armee organisiert, der das Lager Buchenwald damals unterstand, und mit der britischen Mandatsregierung in Palästina abgestimmt. Die Passagiere stammten fast alle aus dem DP-Camp Buchenwald. Man sagte uns, dies sei die erste legale Seereise mit Überlebenden aus Buchenwald an Bord. Zu uns stießen Gruppen von Kindern, die während des Krieges in Frankreich und der Schweiz versteckt worden waren.

Als das Schiff den Anker lichtete und ablegte, standen wir alle aufgeregt an Deck. Jahrelanger innerer Druck löste sich auf. Während der Reise verlor ich mein Zeitgefühl. Nach vielen Stunden Fahrt ging die Mataroa in Neapel vor Anker, für einige Reparaturen, wie es hieß. Es wurde uns erlaubt, an den Strand hinunterzugehen, wir sollten uns aber nicht zerstreuen, sondern als Gruppe zusammenbleiben. Nach ziem-

lich kurzer Zeit wurden wir aufgefordert zurückzukommen. Auf dem Deck sahen wir, dass sich eine große Gruppe weiterer Überlebender eingefunden hatte. Als das Schiff Neapel verließ, hatte es dreimal so viele Passagiere an Bord als bei seiner Ankunft. Während der Fahrt ergaben sich Gespräche mit den „Neuen“, und wir erfuhren, dass sie keinerlei Einreisepapiere besaßen.

Es war jetzt beklemmend eng an Bord, dazu heiß und stickig, wir konnten kaum atmen. Doch wir beklagen uns nicht, wir waren Schlimmeres gewohnt. Uns beschäftigte nur das Eine: Wir wollten heil ins Gelobte Land gelangen. Ich erinnere mich an den Augenblick, in dem ich mit meinem Bruder an der Reling stand und in der Ferne die Lichter der palästinensischen Küste sichtbar wurden. Wir waren beide sehr aufgewühlt und glücklich. Wir atmeten die Luft der Freiheit ein. Innerhalb einiger Stunden sollte sich unsere Sehnsucht erfüllen, wir dürften den Boden der Heimat betreten.

„Sara, was machen wir jetzt?“, wandte Moritz sich an mich. „Wohin sollen wir gehen?“

„Das interessiert mich überhaupt nicht“, gab ich erstaunt zurück. „Wir kommen heim. Lass uns erst einmal am Ufer stehen, und dann denken wir nach!“

Wir verstummten, jeder überließ sich seinen Gedanken. Das Schiff näherte sich der Mole. Zum ersten Mal erhielten wir eine Botschaft über die Lautsprecheranlage der Mataroa: „Alle Passagiere müssen zuerst durch ein Internierungslager, und von dort werden wir befreit.“ Ein schwerer Verdacht stahl sich in mein Herz. Wieder ein Lager? Hatten wir davon nicht genug gehabt? Ich beobachte die Vorgänge auf der Mole und entdeckte Kurt Goldmann.

„Moritz“, wandte ich mich an meinen Bruder: „Guck nur, dort unten steht Kurt Goldmann!“

„Unsinn“, antwortete er, „wer soll das sein und woher kennst du ihn?“

Ich rief ihm in Erinnerung, dass Kurt Goldmann in Leipzig der Jugendleiter der sozialistisch-zionistischen Bewegung „Ha-Bonim“ gewesen war.

„Du hast recht, Sara. Wieso hast du ihn wieder erkannt? Du warst doch in Leipzig noch ein kleines Mädchen!“

Noch von oben rief ich Kurt etwas zu, aber es bestand keine Aussicht, dass er mich hören würde. Er war zu weit weg und das Geschrei der Leute und der Lärm des Schiffsmotors waren zu laut.

Nachdem wir die Erlaubnis bekommen hatten, von Bord zu gehen, drängte ich mich dorthin durch, wo Kurt gestanden hatte, doch ich fand ihn nicht mehr. Die vielen Passagiere auf dem Anleger wurden gedrängt, die wartenden Lastwagen zu besteigen, die uns ins Internierungslager bringen sollten. Ich war nicht die einzige, die sich weigerte, auch viele der anderen Überlebenden waren misstrauisch. Niemand sagte uns genau, wohin die Fahrt gehen sollte, und das Wort Lager konnten wir einfach nicht mehr hören. Am Ende wurden wir alle ins Auffanglager Atlit gebracht.

Obwohl wir hier und da einen britischen Soldaten auf dem Anleger gesehen hatten, hatten die Briten unsere Landung nicht behindert. Sie schienen sich überhaupt nicht für unsere Personalien zu interessieren und fragten nicht, wer ein Einreisezertifikat besaß und wer nicht. Geschah das, weil die Briten selbst uns das Schiff zur Verfügung gestellt hatten? Oder weil die Amerikaner die Landung mit ihnen vorher abgestimmt hatten? Oder weil die Besatzung aus Briten und aus Israelis bestand? Weil die Passagiere, die in Marseille an Bord gegangen waren, alle Zertifikate besaßen? Übersah man die Passagiere aus Napoli geflissentlich? Während ich noch darüber nachdachte, tauchte Kurt wieder auf. Sofort rannte ich zu ihm hin. Er erkannte mich erst, nachdem ich ihm erklärt hatte, aus welcher Familie ich stammte. Er schien eine Position zu bekleiden, die es ihm ermöglichte, uns zu

helfen. Ich flehte ihn an dafür zu sorgen, dass Moritz und ich nicht ins Lager nach Atlit müssten: „Wir haben genug Zeit in Lagern verbracht!“ Kurt wies meine Bitte zurück: „Ihr müsst erst einmal nach Atlit, anschließend reden wir weiter.“

Unterwegs nach Atlit flüsterte Moritz mir zu, er habe eine Dose Schokolade vom Schiff mitgehen lassen und halte sie in seiner Hosentasche versteckt. Vom Rütteln und Schaukeln auf dem Lastwagen öffnete sich die Dose und auf Moritz‘ Hose erschien ein dunkler Fleck. Er untersuchte die Sache und musste entdecken, dass er eine Dose schwarzer Oliven eingesteckt hatte und keine Schokolade. „Moritz“; schalt ich ihn, „lass den Unsinn. Du bist nicht mehr im KZ, du bist frei. Freie Menschen tun das nicht. Das ist eine schlechte Angewohnheit aus dem Lager.“ Wenn man dort etwas Essbares sah, nahm man es, und wenn etwas übrig blieb, nahm man es auch, für später. In Birkenau hatte mir eine Frau gesagt: „Wenn du Essen siehst, steck es in den Mund, denken kannst du hinterher.“

Das erste, was ich von Atlit wahrnahm, war der Zaun. Mein Herz tat einen Satz. Wir fuhren ins Internierungslager. Aber Atlit war anders als die Lager dort. Wir hatten Muße, lange, tiefschürfende Gespräche zu führen. Moritz und ich kamen überein, dass wir uns trennen würden, wir wollten nicht voneinander abhängig sein. Jeder von uns sollte allein für sich selbst verantwortlich sein. Natürlich versprachen wir uns, in Kontakt zu bleiben und uns gegenseitig zu helfen. Moritz plante, mit seinem Freund David Fuchs nach Nethanja zu fahren, wo ein Onkel von David im Diamantengeschäft tätig war. Vielleicht könnten sie bei ihm den Beruf des Diamantenschleifers erlernen. Ich selbst hatte keine besonderen Pläne. Mein Hauptanliegen war es, erst einmal meine Schwester Fanny ausfindig zu machen.

Einige Tage, nachdem Moritz abgefahren war und ich vom Lager aus vergeblich versuchte, Fanny zu finden, geschahen

zwei Dinge: Erstens: Moritz ließ mich wissen, dass er heil in Nethanja eingetroffen sei. Allerdings hatte der Onkel nur David eingestellt, für Moritz, der erst in die Schleiferei eingewiesen werden musste, hatte er keinen Platz gehabt. Am Ende hatte Moritz bei einer Baufirma Arbeit gefunden, wo er von morgens bis abends schuftete. Abends besuchte er eine Berufsschule, um das Diamantenschleifen von der Pike auf zu lernen. Zweitens: Ich wurde eines Morgens in das Lagerbüro gerufen, wo Kurt Goldstein mich erwartete. Auf meine Frage hin erzählte er, dass er Fanny einige Male getroffen habe, aber das sei schon lange her. Er bot mir an, mich mit nach Haifa zu nehmen. „Sieh dir doch die Stadt einmal an. Was hast du zu verlieren? Wie willst du deine Schwester finden, wenn du hier im Lager festsitzt?“ Ich stimmte unter der Bedingung zu, dass er mir helfen würde, Fanny zu finden. Die Obsession, meine Schwester zu finden, ging inzwischen so weit, dass ich jeden, der mir über den Weg lief, anhielt und fragte, ob er Fanny Landsberg aus Leipzig kenne.

In Haifa angekommen, lud Goldmann mich in ein Café ein, das an der Herzl-Straße lag. Dort erzählte er mir, dass er in einem Kibbuz lebe und wie gut es ihm dort gehe. Zwar werde hart gearbeitet, aber der Kibbuz sorge für alle Bedürfnisse seiner Mitglieder. Er könne sich dafür verwenden, dass auch ich aufgenommen würde. Bevor ich antworten konnte, erschien der Kellner mit dem bestellten Kaffee. Wie es mir zur Gewohnheit geworden war, fragte ich auch ihn, ob er Fanny Landsberg aus Leipzig kenne. Die Antwort überraschte mich: „Ja, die kenne ich! Sie arbeitet im Café Companenet im Stadtteil Bat Galim.“

Ich drang in Kurt, mich gleich dorthin zu bringen. Er erklärte sich bereit, schlug jedoch vor, wir sollten vorher dem Kibbuz einen Besuch abstatten. Das lehnte ich rundheraus ab. Das Einzige, was ich jetzt bereit war zu tun, war zu mei-

ner Schwester zu fahren, und wenn er mir nicht helfe, würde ich allein gehen.

Ich trank meinen Kaffee in Rekordgeschwindigkeit aus. Wie hätte ich auf den Geschmack achten können, wenn ich doch wusste, dass ich in Kürze meiner Schwester Fanny gegenüberstehen würde? Ich hatte sie seit mehr als sechs Jahren nicht gesehen! Ungeduldig wartete ich darauf, dass auch Kurt den letzten Schluck nahm, dann brachen wir auf. Unterwegs fragte ich ihn, ob er gewusst habe, wo Fanny arbeitete. Seine Antwort erstaunte mich sehr.

„Ja, aber ich wollte es dir erst sagen, wenn du dich im Land ein wenig zurechtgefunden hättest. Deswegen wollte ich dir zuerst den Kibbuz zeigen."

"Erst zu Fanny", gab ich zurück, „und dann, wohin du willst!"

Kurt riet zu einem behutsamen Vorgehen. Ich sollte draußen warten, während er Fanny auf die Begegnung vorbereitete. Damit war ich einverstanden. Es dauerte nur einige Minuten, doch mir erschien es wie eine Ewigkeit. Fanny sagte Kurt zunächst, sie sei beschäftigt und könne jetzt nicht mit ihm reden, er solle sie bitte nicht bei der Arbeit stören. Der Cafébesitzer stand neben ihr. Sie war kurz angebunden, weil sie meinte, Kurt habe romantische Absichten.

„Fanny, ich persönlich will nichts von dir", versicherte er ihr. „Deine Schwester Sara wartet draußen auf dich!"

Fanny ließ das mit Geschirr beladene Tablett, das sie gerade trug, zu Boden fallen und begann zu zittern. Ihr Chef sagte ihr, sie solle ruhig hinausgehen und prüfen, ob Kurts Behauptung wahr sei. Ich wusste natürlich nicht, was drinnen vor sich ging, mir schien nur alles unendlich lange zu dauern. Wo blieb Kurt? Warum holte er mich nicht herein? Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen und Fanny stand vor mir. Wir fielen uns in die Arme und küssten uns. Worte fanden wir nicht. Wer hätte in einem solchen Augenblick reden

können? Lange standen wir umarmt da, Lachen und Weinen wechselten sich ab. Die Cafébesucher kamen heraus und sahen dem Schauspiel zu, bis Fannys Chef eingriff: „Geh mit deiner Schwester nach Hause, Fanny, wir kommen hier schon zurecht!“

Wie wir zu Fannys Zimmer gelangten, weiß ich nicht mehr. Wo blieb Kurt? Auch das weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, dass Fanny mich fest an die Hand nahm und den Blick nicht von mir ließ. Als sie sich ein wenig gefasst hatte, erzählte sie mir, dass sie Moritz‘ Grußbotschaft im Radio gehört und daraus geschlossen habe, dass außer ihm alle Familienmitglieder umgekommen seien. Daraufhin habe sie ihre Suche auf ihn konzentriert. Sie hatte mich für tot gehalten und nun war ich zu ihr gekommen, wie eine, die aus der anderen Welt zurückkehrt. Fanny machte uns Kaffee, wir setzten uns auf ihr Bett und ich begann zu sprechen. Als erstes ließ ich sie wissen, dass ich mit Moritz zusammen im Land eingetroffen war und er sich in der Nähe von Nethanja aufhielt. Dann kam die schlimmste Nachricht, die Nachricht vom Tod unserer Eltern in der Schoa. Anschließend weihte ich meine Schwester Fanny in all das ein, was mir seit unserer Trennung in Bedzin widerfahren war. Ich berichtete von den unglaublichen Gräueln, die uns ausgerechnet die Deutschen zugefügt hatten, unter denen wir geboren und aufgewachsen waren. Als letztes ließ ich Fanny wissen, dass alle meine Nachforschungen nach dem Verbleib unseres Bruders Jakob vergeblich gewesen seien.

Dann erzählte Fanny von ihrem Weg ins Land, von ihrer täglichen Angst um uns, ihre in Polen zurückgebliebene Familie, und von den Schwierigkeiten, die ihr im gelobten Land begegneten.

Fanny wohnte zur Untermiete in einem Zimmer auf dem Karmelberg. Sie wollte mich für eine gewisse Zeit beherbergen, bis ich Arbeit fände und mir eine eigene Unterkunft leisten könnte.

Leben in Erez Israel

Seit jenem Tag, an dem ich das Lager Atlit verließ, um mit Kurt nach Haifa zu fahren, kehrte ich nicht mehr dorthin zurück. Bei Fanny wohnte ich etwa für einen Monat, dann bat ich sie, mir zu helfen, im „Haus der Pionierinnen" unterzukommen, das darauf eingerichtet war, alleinstehende Einwanderinnen aufzunehmen. Ich tat diesen Schritt, weil ich fühlte, dass es an der Zeit war, in die Selbständigkeit aufzubrechen. Wenn ich es jetzt nicht wagte, würde ich es schwer haben im weiteren Leben. Es erforderte Mut, denn ich befand mich an einem neuen Ort, dessen Mentalität und Sprache mir nicht vertraut waren. Außer Fanny und Moritz kannte ich niemanden.

Im Haus der Pionierinnen wurde ich vom Leiter Herrn Zimmermann sehr herzlich begrüßt. In dem kurzen Vorstellungsgespräch erzählte ich ihm von meiner Situation, und er wies mir einen Platz in einem Zimmer zu, das ich mit vier weiteren Mädchen teilen sollte. Jede von uns hatte ein eigenes Bett und Bettwäsche, den Kleiderschrank benutzten wir alle. Ich war mittellos ins Land gekommen, besaß weder Geld noch Kleidung, außer den wenigen Dingen, die man mir geschenkt hatte. Als erstes stellte ich mir die Aufgabe, eine Arbeit zu finden, die mich ernährte. Nebenbei würde ich versuchen, mein Leben irgendwie zu organisieren.

Ich war bereit, jede Arbeit anzunehmen, wenn sie mich nur in Ehren ernährte, und fand auch bald eine Anstellung in einer privaten Schneiderei. In den Tagesstunden war ich als Näherin tätig, abends machte ich die Werkstatt sauber und reinigte auch die Wohnung meiner Chefin, die mich einstellte, obwohl ich vom Nähen keine Ahnung hatte. Bei

der Arbeitssuche hatte mir Nathan Levy geholfen, der Sohn von Schabtai Levy, dem damaligen Bürgermeister von Haifa. Nathans Frau war mit Fanny befreundet, und Fanny hatte ihr von mir und dem Schicksal unserer Familie erzählt. Bereits am nächsten Morgen luden Nathan und seine Frau mich zum Frühstück ein. Nathan wollte herausfinden, wo meine Stärken und Begabungen lägen, damit er mir eine Arbeit vermitteln könnte. Wir unterhielten uns auf Deutsch, und ich bat ihn, mir bei der Eingliederung zu helfen.

Nathan kannte eine Schneidermeisterin namens Katz, die in erster Linie Kleider für die Frauen der gehobenen Haifaer Gesellschaft anfertigte und auch Lehrlinge ausbildete. Der Staat Israel war noch nicht gegründet worden, und das Arbeitsangebot im jüdischen Jischuw war nicht besonders reichhaltig. Wie viele junge Überlebende hatte auch ich meine Jugend in Lagern verbracht und keine Berufsausbildung genossen. Nach ein oder zwei Tagen sagte Nathan mir, ich solle mich bei Frau Katz vorstellen. Sie würde mich als Lehrling annehmen und auch anderweitig beschäftigen. Mir war in dieser Lage nicht recht wohl. Zum ersten Mal nahm ich eine Arbeit an, die mich ernähren sollte, dazu noch in Erez Israel, und ich hatte keinerlei Kenntnisse vorzuweisen. Zu meinen Befürchtungen gesellte sich aber die Gewissheit, dass sich eine solche Gelegenheit nicht wieder bieten würde, und ich nahm mir vor, alles zu tun, um diesen Arbeitsplatz zu bekommen und ihn mir zu bewahren.

Bereits am nächsten Morgen stand ich bei Frau Katz in der Schneiderei. Sie nahm mich freundlich in Empfang und ließ mich merken, dass sie mich gern anlernen und beschäftigen würde. Bei ihr arbeiteten sieben Mädchen, fast alle Töchter aus gutem Haus. Sie hatten es natürlich nicht nötig, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, sie wollten vielmehr den Beruf der Schneiderin erlernen, der sich hoher Wertschätzung erfreute. Für die Damen der guten Gesellschaft zu schneidern,

das wurde als Ehre betrachtet. Wenn wir uns unterhielten, hörte ich nicht selten Sätze wie diese: „Eine Frau, die nähen kann, führt ihren Haushalt besser als andere, weil sie für ihre Familie alles selbst schneidern kann.“ Ich aber, die ich in Birkenau unter Zwang härteste und schmachvollste Tätigkeiten verrichten musste, nahm jetzt zum ersten Mal freiwillig eine Arbeit an, eine Arbeit, wie ich sie mir gewünscht hatte und zu der ich jeden Morgen mit einem Lächeln auf den Lippen ging. Ich spürte, dass ich etwas herstellte und darüber hinaus die ersten Schritte in die wirtschaftliche Selbständigkeit tat.

Da ich lernte und arbeitete, hatte ich in der Schneiderwerkstatt einen anderen Status inne als die Mädchen, denen es materiell an nichts fehlte. Sie erschienen um halb neun und gingen um dreizehn Uhr zum Mittagessen nach Hause, ich aber kam täglich früh morgens und fing sofort an. Nachmittags beschäftigte Frau Katz mich mit dem Saubermachen der Werkstatt, womit ich mein Gehalt aufbesserte. Ich bekam vier Lirot im Monat, das war genau die Summe, die ich für die Unterkunft im Haus der Pionierinnen bezahlte. Frau Katz kochte abends für ihren Mann, und sie vergaß auch mich nicht. Stets bekam ich von ihr eine warme Mahlzeit zum Mitnehmen. Davon lebte ich damals. Eine Mahlzeit am Tag reichte mir.

Eines Tages erkrankte Frau Katz schwer. Zuerst wussten wir nicht woran, später aber erfuhr ich, dass es Krebs war. Frau Katz bat mich, im Krankenhaus bei ihr zu bleiben und sie zu pflegen. Ich verließ mein Bett im Haus der Pionierinnen und wich nicht von ihrer Seite. Damit verbesserte sich meine finanzielle Lage, denn nun brauchte ich für die Unterkunft nichts mehr zu zahlen und verdiente dennoch ein Gehalt. Frau Katz sagte mir des Öfteren: „Sara, das Schneiderhandwerk ist nichts für dich, eine gute Schneiderin wirst du niemals sein. Du solltest lieber Krankenschwester werden. Deine Betreuung tut mir sehr gut.“ Nachdem sie aus dem

Krankenhaus entlassen wurde, wohnte ich noch sechs Wochen bei ihr, stand ihr zur Seite und brachte ihr die Schneiderarbeiten, die die Mädchen angefertigt hatten. Eines der Mädchen, Lea, hatte während der Abwesenheit von Frau Katz die Leitung der Werkstatt übernommen.

Ich arbeitete bei Frau Katz drei Jahre lang, und ich werde das Gutachten, das sie mir ausstellte, weil ich es für meinen Antrag auf Entschädigung für die Jahre der Schoa brauchte, nie vergessen. Sie schrieb, dass ich mich im Land gut akklimatisiert und bei ihr das Schneiderhandwerk erlernt hätte. Das war für mich nicht nur wie ein Diplom, sondern eine Bestätigung, dass ich für höchste Ansprüche verwöhnter Frauen schneidern konnte. Ich fühlte mich bei Frau Katz wie eine Tochter im Hause und freundete mich mit der Familie und ihren Bekannten an.

Mit den Mädchen in der Schneiderei freundete ich mich ebenfalls an. Sie luden mich ein, mit ihnen zu Gymnastikstunden im Sportverein Maccabi Haifa zu kommen. Natürlich besaß ich keinen Turnanzug, wurde aber innerhalb eines Tages von den Mädchen mit dem Nötigen versorgt. Ich freute mich über die spontane Hilfe und betrachtete das als weiteren Schritt meiner Eingewöhnung ins Land und seiner Sitten. Wenn sie mir etwas brachten, das mir nicht passte, dann änderten wir es in unserer Freizeit in der Schneiderei. So kam ich auch zu einem Badeanzug. Wir gingen einige Male in der Woche zur Gymnastik und am Schabbat fanden wir uns am Karmelstrand ein, den meine Freundinnen bevorzugten. Einige von ihnen hatten Freunde, die sie begleiteten. Ich hatte damals keinen Freund, mein Kopf war einfach noch nicht frei für diese Dinge.

Eines Tages wandte sich Frau Katz an mich: „Sara, Bertie hat sich für heute Abend mit ihrem Freund Markus und anderen Leuten zu einem Kinobesuch verabredet (Bertie war eine meiner Kolleginnen in der Schneiderei), aber jetzt ist et-

was dazwischen gekommen. Könntest du Markus vielleicht begleiten, damit er sich unter den anderen nicht allein fühlt?" Ich wies das Ansinnen sofort zurück: „Ich kann nicht ins Kino gehen, weil ich kein Geld dafür habe." Sie gab nicht auf: „Du brauchst nichts zu bezahlen. Der junge Mann wird dich einladen, du brauchst ihn nur zu begleiten." Auch das war mir nicht recht: „Ich kenne ihn doch gar nicht, wieso sollte er mich da einladen?"

Am Ende ließ ich mich überzeugen, verspürte ganz im Innern wohl auch ein wenig Freude, dass ich hier im Land einmal in ein Kino gehen würde. Einen Film wollte ich mir schon gern einmal ansehen, doch war es mir unangenehm, mich von einem Unbekannten einladen zu lassen. Wir waren vier Paare. Eigentlich fühlte ich mich in der Gesellschaft von Herrn Markus ganz wohl. Wir unterhielten uns ein wenig, und ich erfuhr, dass er fünfundzwanzig Jahre alt war. Ich selbst war gerade einundzwanzig geworden. Nach dem Film setzten wir das Gespräch fort. An jenem Abend begann unsere Liebesgeschichte, die uns 1947 unter den Hochzeitsbaldachin führte. Markus trennte sich noch am selben Abend von seiner langjährigen Freundin Bertie, und wir wurden ein Paar. Ich hatte einen weiteren Schritt getan, um mich in die neue Gesellschaft zu integrieren.

Markus beeindruckte mich sehr. Er erwähnte des Öfteren, dass er eine Frau zum Heiraten suchte, trug sich also mit ernsten Absichten. Ich machte ihm klar, dass ich an einer Hochzeit nicht interessiert war. Markus meinte, ich solle mich nicht so eindeutig festlegen, wir sollten weiter miteinander ausgehen und uns kennenlernen. So entwickelte sich zwischen uns eine echte Freundschaft, wir führten viele Gespräche und entdeckten gemeinsame Interessen. Ich fühlte mich in seiner Gesellschaft wohl und vertraute ihm meine Gedanken an. Beide schwammen wir gern und genossen unsere Unterhaltungen und unser Zusammensein. Markus

erzählte mir, warum er sich noch am Abend unsers Kennenlernens von seiner damaligen Freundin getrennt habe: Sie war ein Jahr älter und hatte ihn zum Heiraten gedrängt, er aber hielt sie nicht für die Frau, mit der er ein Leben verbringen wollte.

„Merkwürdig", sagte ich, „deine vorherige Freundin wolltest du nicht heiraten, obwohl sie es wollte, und mich, die ich nicht die Absicht habe zu heiraten, mich willst du unbedingt heiraten!"

„Bei dir ist das anders", antwortete er, „mir dir fühle ich mich wohl. Ich glaube, wir sind vom Schicksal füreinander bestimmt. Mit dir möchte ich mein ganzes Leben verbringen."

Markus erzählte von seinen Eltern. Sie waren schon einige Jahre im Land und hatten sich bereits eine Existenz aufgebaut. Sie lebten in einem großen Haus, in einer der exklusivsten Straßen der Stadt, wo Markus ein eigenes Zimmer hatte. Er hatte eine feste Anstellung und reparierte in seiner Freizeit Radioapparate, was ihm zusätzlichen Verdienst einbrachte. Reichtum maß ich damals nicht nur am Geld, das jemandem (oder seinen Eltern) zur Verfügung stand, Reichtum war auch eine Sache des Status. Eine feste Anstellung und ein eigenes Zimmer, das waren für mich Anzeichen von Reichtum.

Eine leise innere Stimme schien mir zuzuflüstern, dass die Stunde der Wahrheit nahte, auch ich begann zu spüren, dass das Schicksal uns füreinander bestimmt hatte. Immer wieder bat er mich, seine Frau zu werden. Doch ich wollte mich eigentlich nicht binden, solange die Zukunft noch unklar war. Marcus' Drängen wurde stärker, doch ich war noch nicht bereit. Eines Abends beschloss ich, ihn in die Gründe für mein Zögern einzuweihen, und erzählte ihm von dem, was ich in der Schoa erlebt hatte, vom Verlust meiner Eltern. „Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Mengele sie ins Gas schick-

te. Dass ich ihnen im entscheidenden Augenblick nicht helfen konnte, ist für mich wie eine offene Wunde." Er sollte wissen, was ich durchgemacht hatte, bevor er sich an mich band. Ich befürchtete, in der Hölle die Fähigkeit verloren zu haben, eine funktionierende Familie zu gründen. Ich erzählte ihm auch von meinem Entschluss, keinen Schoa-Überlebenden zu heiraten, da ich nicht wollte, dass dieses Thema unsere Gespräche bestimmte. Ich wollte ein neues Blatt aufschlagen, die Schoa hinter mir lassen und mich auf mein Leben in Erez Israel konzentrieren. „Und jetzt, da du alles gehört hast und weißt, dass ich befürchte, keine Ehe führen zu können wie eine normale Frau, willst du mich jetzt immer noch heiraten?" Er hatte mir ernsthaft und aufmerksam zugehört und sagte jetzt ohne viel zu zögern: „Sara, du bist die einzige Frau, mit der ich mein Leben verbringen möchte. Ich bitte dich noch einmal um deine Hand!" Dann lud er mich ein, mit zu seinen Eltern zu kommen, und gleich mit den Vorbereitungen für unser gemeinsames Leben zu beginnen. Ich sagte Markus, ich wüsste seinen Antrag zu schätzen, aber bevor ich ihm antworten könne, müsste ich alles noch einmal überlegen.

Markus wiederholte seine Bitte und ich begriff, dass er die besten Absichten hatte. Was mich betraf, so zweifelte ich nicht daran, dass er der einzige Mann war, den ich heiraten wollte. Ich wusste nur nicht, wie ich mich als Ehefrau und Mutter verhalten würde. War mein Körper überhaupt bereit für die Ehe, nachdem ich in Birkenau an allen nur möglichen Krankheiten gelitten hatte? Hatte ich das alles ohne seelischen Schaden überstanden? War ich selbst reif genug, die Entscheidung über einen so wichtigen Schritt allein zu treffen? Wen hätte ich in dieser Situation um Rat fragen können? Was hätte ich jetzt um die Meinung meiner Mutter gegeben! Ich weinte bitterlich. Am Ende sagte ich zu Marcus, erst wenn seine Eltern mich kennengelernt hätten und sie

wüssten, an wen er sich binden wollte, würde ich ihm eine Antwort geben.

Endlich kam der Tag, an dem Markus mich seinen Eltern vorstellen wollte. „Das ist die Frau, mit der ich leben möchte!“, erklärte er ihnen gleich zu Anfang. Die Mutter begann, mich nach meiner Herkunft und meinen Eltern auszufragen. Ich erzählte ihr, dass ich aus Leipzig stammte und keine Eltern mehr hätte. Jetzt erfuhr ich, dass auch die Familie Holzer in Deutschland gelebt hatte, und zwar in Leipzig! Wir tauschten Erinnerungen an die Stadt aus, dann erkundigte Markus‘ Mutter sich nach meinen Lebensumständen hier im Land. Ich erzählte ihr von Frau Katz und meiner Arbeit dort und erwähnte auch, dass ich vier Lirot monatlich verdiente. Sie sah mich erstaunt an und fragte ihren Sohn: „Was ist denn das? Soll das heißen, dass du ein armes Mädchen heiraten willst?“ Ich wartete nicht auf Markus‘ Antwort, sondern entgegnete auf der Stelle: „Frau Holzer, Sie haben recht! Ich bin ein armes Mädchen, doch keine Bange: Geld kommt und geht. Geld ist nicht das Wichtigste im Leben.“ Dann erzählte ich, dass ich eine Schoa-Überlebende sei und welche Wunden die Deutschen mir geschlagen hatten.

Später erfuhr ich von Markus, dass seine Mutter mit allen Mitteln versucht hatte, um ihm die Verbindung zu mir auszureden. „Du hast eine viel bessere Frau verdient, Sara ist nicht gut genug für dich!“ So lautete das Fazit, das sie aus der Begegnung mit mir zog.

Markus Wunsch, mich zu heiraten, blieb unerschütterlich, und er wartete voller Ungeduld auf meine endgültige Antwort. Allein ich führte weitere Hindernisse ins Feld. „Wo sollen wir denn wohnen?“ (Niemand konnte damals an den Kauf einer Wohnung denken.) Wenn ich schon heiratete, dann wollte ich es gut haben. Markus versicherte mir, es würde sich alles finden. Nach einer Weile sah ich ein, dass ich seine wiederholten dringenden Anträge nicht länger ableh-

nen konnte, und begann, mich innerlich auf ein gemeinsames Leben vorzubereiten. Zunächst einmal führte ich lange Unterhaltungen mit meiner Schwester Fanny. Sie versprach mir, wenn ich heiraten sollte, würde sie mir mit zweihundert Lirot unter die Arme greifen. Als ich Markus das erzählte, überraschte er mich mit der Versicherung, dass sein Vater ihn ebenfalls unterstützen wollte, mit hundert Lirot.

Mit einer solchen Summe ausgestattet, fanden wir eine hübsche Fünfzimmerwohnung in der Kinneret-Straße in Haifa, die wir mit einem anderen Ehepaar, Herrn und Frau Zweig, teilen würden. Jedes Paar bekam zwei Zimmer, gemeinsam benutzten wir Küche und Badezimmer. Wir unterhielten uns ausführlich mit Herrn und Frau Zweig, und es sah ganz danach aus, dass uns ein harmonisches Zusammenleben gelingen würde. Zunächst war es mir nicht ganz geheuer, mit einem anderen Paar in einer Wohnung zusammenzuleben. Doch in Anbetracht der Umstände und nachdem man mir erklärt hatte, dass in Erez Israel viele Familien sich Wohnungen teilten, fügte ich mich darein. Immerhin hatten wir zwei Zimmer ganz für uns und konnten unsere Privatsphäre schützen.

Am dritten Juli 1947 feierten wir in unserer Wohnung Hochzeit. Von Marcus‘ Seite kamen die Eltern, einige Angehörige und ein paar Freunde, von meiner Fanny und Moritz. Meine Schwester und mein Bruder führten mich unter den Hochzeitsbaldachin. Moritz brachte auch ein paar Freunde mit. Die Zeremonie übernahm Rabbiner Kaniel, der Oberrabbiner von Haifa. Moritz‘ Vater Mosche Meir Holzer war Kantor in der Synagoge „Ahavat Zion“ im Viertel Hadar Karmel, er sang für uns die „Scheva Brachot“, die sieben Segenssprüche zur Hochzeit. Unser Fest war zwar mit heutigen Maßstäben gemessen bescheiden, doch unsere Freude war groß. Als Markus das Glas mit dem Fuß zerstampfte, wie es die Tradition erfordert, erwachte ich wie aus einem Traum

und begriff, dass ich nun eine verheiratete Frau war. Ich wollte alles tun, um unser Glück zu hüten und zu bewahren.

Die wirtschaftliche Lage im Land war nicht leicht, doch wer Schlimmeres erlebt hatten, dem erschien sie immer noch gut, einzig und allein, weil er frei war und fast alles tun konnte, was er wollte. Nach der Staatsgründung im Mai 1948 begann die Zeit der Lebensmittelrationierung. Ich möchte erwähnen, dass es uns dennoch recht gut ging. Es fehlte uns an nichts, und wir litten niemals Hunger. Das Zusammenleben mit der anderen Familie erwies sich allerdings zunehmend als schwierig. Da waren zunächst einmal die alles andere als unschuldigen Blicke, die mir der Mitbewohner zuwarf. In bestimmten Augenblicken fühlte ich, dass er mir nachstellte. Ich war jung und schöner als seine Frau, und in ihrer Ehe stand es nicht zum Besten, das hatte ich bereits gemerkt. Als wäre das nicht schon unangenehm genug, fing seine Frau an, ihre Wäsche im Waschbecken in der Küche zu waschen. (Wer konnte damals an eine Waschmaschine denken?)

Der Höhepunkt war erreicht, als ich bemerkte, dass mir in den gemeinsam benutzten Räumen Dinge wie Bettbezüge, Kochgeschirr oder sogar Gerichte, die ich für meinen Mann gekocht hatte, abhandenkamen. Mehr als einmal öffnete ich den Kühlschrank, und Lebensmittel, die ich gerade hineingestellt hatte, waren verschwunden. Manchmal kochte ich abends einen Topf Suppe, und wenn ich dann am nächsten Tag von der Arbeit heimkam, musste ich entdecken, dass der Topf halb leer war. Ich erzählte meinem Mann von jedem dieser Vorfälle und er sprach dann mit dem Nachbarn. Während eines solchen Gesprächs gestand der Ehemann, dass seine Frau Kleptomanin sei, und bat uns um Nachsicht.

Mein Bruder Moritz brachte mir manchmal Rinderknochen, aus denen ich dann eine Suppe kochte. Während der Zeit der Rationierung war das Kochen morgens zwischen sieben und zwölf verboten und nur zwischen zwölf und

vierzehn Uhr erlaubt. Ich stand oft früh morgens gegen vier auf und bereitete unsere Mittagsmahlzeit zu. Ich kochte die Knochen in einem Dampfkochtopf. Wenn die Suppe dann gegen sieben mit Volldampf kochte, stellte ich das Gas ab und ließ sie einfach weiterköcheln. Sie blieb dann bis mittags, wenn ich von der Arbeit zurückkam, warm. Kaum hatte ich das Haus verlassen, ging die nette Nachbarin zum Dampftopf und öffnete den Deckel. Die Suppe spritzte ihr ins Gesicht und auf den Oberkörper, so dass sie sich Verbrennungen zuzog. Ihr Mann musste sie ins Krankenhaus bringen, wo sie behandelt wurde. Als ich ihr auf den Kopf zusagte, was sie getan hatte, behauptete sie, sie sei zufällig am Topf vorbeigegangen, und da sei er explodiert.

Das war für mich der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Ich wandte mich an ihren Mann: „Herr Zweig, es kann nicht sein, dass Ihre Frau uns unsere Suppe wegisst! So geht es nicht weiter!" Er war selbst am Ende seiner Weisheit, versprach mir aber, etwas zu unternehmen. Marcus und ich, auch wir erörterten die Lage und kamen irgendwann zu dem Schluss, dass es das Beste wäre, wenn wir uns eine andere Wohnung suchten. Herr Zweig erklärte sich bereit, uns unseren Teil der Wohnung abzukaufen. Nach kurzen Verhandlungen einigten wir uns auf einen Preis und zogen in eine andere Wohnung, die wir unterdessen gefunden hatten.

In der Gemeinschaftswohnung hatten wir drei Jahre lang gewohnt. Dort kam am 11.8.1949 unsere Tochter Nurit zur Welt. Als der Frauenarzt mir mitteilte, dass ich schwanger war, empfand ich großes Glück. Nach den körperlichen und seelischen Qualen, die ich als Nummer 52077 in Birkenau erlitten hatte, erfüllte sich ein Traum: Ich schenkte einem Kind das Leben. Oft hatte ich mich gefragt, ob mein Körper, nach allem, was die Deutschen mir angetan hatten, noch gesund sei. Bevor ich Marcus mein Jawort gab, hatte ich einen Frauenarzt aufgesucht und mich gründlich untersuchen lassen.

Erst nachdem er mir versichert hatte, dass alles in Ordnung sei und ich Kinder gebären könnte, war ich beruhigt.

Unser Tochter Meira wurde am 20.9.1952 in unserer neuen Wohnung in der Schiloach-Straße in Haifa geboren. Sieben Jahre später, am 19.2.1959, kam unser Sohn Yigal zur Welt. Alle drei Kinder haben uns, jedes zu seiner Zeit, sehr viel Freude bereitet. Sie waren unsere ganze Welt, das Geheimnis unseres Glücks. Wir umgaben sie mit Liebe und sorgten trotz der schwierigen Lage dafür, dass es ihnen an nichts fehlte. Mein Mann und ich, wir haben beide schwer gearbeitet, um ihnen ein liebevolles Familienleben und ein warmes Nest zu bereiten. Ich war weiterhin als Schneiderin tätig, jetzt im Salon von Frau Stern in der Bar-Giora-Straße in Haifa.

Nach der Geburt unserer Tochter Meira fing ich an, in einer Familie, die ich zufällig kennengelernt hatte, als Kinderfrau zu arbeiten. Die Frau war Dozentin am Technion, und bat mich, ihr beim Baden ihrer gerade geborenen Tochter zu helfen. Sie scheint gespürt zu haben, mit wie viel Liebe ich bei der Sache war und schlug mir auf der Stelle vor, ihr Baby zu betreuen. Da wir ein zweites Gehalt brauchten, um unsere Kinder angemessen großzuziehen, sagte ich zu. Unter den jungen Müttern in unserer Nachbarschaft sprach es sich herum, dass ich mit Neugeborenen sehr gut umzugehen wusste, und ich wurde oft gebeten, beim Baden der Kleinen zu helfen. Kein Wunder, dass man mich für eine Expertin hielt, schließlich hatte ich meine beiden Töchter schon groß gezogen.

Auch auf die Zeiten des Mangels und der knappen Rationen hatte das Leben mich gut vorbereitet. Ich darf von mir sagen, dass ich niemals verwöhnt war, und wer meinen Bericht über meine Erlebnisse während der Schoa gelesen hat, weiß, dass mein Leben ein einziges großes Leiden war. Ich hatte gelernt, die Dinge zu nehmen, wie sie kamen, weil ich sie ja nicht ändern konnte. Markus teilte diese Einstel-

lung, was uns half, Schwierigkeiten zu überstehen und uns zu fügen, wenn wir uns bestimmte Wünsche nicht erfüllen konnten. Wir fanden uns damit ab, dass wir nicht alles ändern konnten, und bemühten uns, diese Haltung an unsere Kinder weiterzugeben. Wohl sollten sie nach dem Besten streben, aber doch mit den Füßen auf dem Boden bleiben und mit dem zufrieden sein, was sie hatten.

Vor der Staatsgründung arbeitete mein Mann als diplomierter Radiotechniker bei der britischen Mandatsregierung, wo er sich als Spezialist um die Reparatur und Wartung der Funkgeräte kümmerte. Später wechselte er zur israelischen Elektrizitätsgesellschaft und arbeitete im Kraftwerk Rotenberg in Naharaim, bis die Jordanier im Juni 1948 die Station besetzten. Mit der Staatsgründung reihte er sich in die israelische Armee ein und war auf seinem Spezialgebiet in der Nachrichteneinheit tätig. Dort leitete er den ersten technischen Ausbildungskurs. Als die Armee ihn zum Panzerbataillon versetzten wollte, protestierte sein Kommandeur, der nicht bereit war, ihn gehen zu lassen. Nach etlichem Hin und Her konnte Marcus in seiner Einheit bleiben.

Für mich, die Schoa-Überlebende, die das Teuerste verloren hatte, war das Jahr, in dem die Auseinandersetzungen um die deutschen Reparationszahlungen tobten, eines der schwersten im Land. Das Abkommen zwischen Deutschland und Israel wurde 1952 unterzeichnet. Die Bundesrepublik Deutschland übernahm die Verantwortung für die Gräuel der Nazizeit und verpflichtete sich, dem jungen Staat Israel Entschädigungen zu zahlen. Israel musste zu jener Zeit Einwanderungswellen aus fast aller Welt in Empfang nehmen, insbesondere Überlebende, und brauchte das Geld und die Güter, die aus Deutschland eintrafen, dringend. Gegner und Befürworter fochten heftige Kämpfe aus, es kam sogar zu tätlichen Angriffen in der Knesset und in der Bevölkerung. Als direkt Betroffene nahm ich weder für die eine noch für

die andere Seite Partei. Nur eines: Ihr, die ihr mein Buch und meine Leidensgeschichte gelesen habt, wisst, dass mir die Deutschen das Teuerste überhaupt, meine Eltern und meinen Bruder Jakob, unter unmenschlichen Umständen genommen haben, dazu den ganzen, durch harte Arbeit erworbenen Familienbesitz.

Ich erhielt also Reparationszahlungen, doch auch das war ganz und gar nicht einfach. Ein Vetter von Markus, der in Frankfurt eine Spielzeugfabrik besessen hatte, war vor den Nazis nach England geflohen. Zu Beginn der 1950-er beauftragte er einen in Deutschland renommierten Rechtsanwalt, für ihn eine Entschädigungsklage zu erheben. In einem Telefongespräch riet mir jener Vetter, die Dienste dieses Rechtsanwalts in Anspruch zu nehmen, um den Familienbesitz zurückzuerhalten. Sein Honorar beliefe sich lediglich auf 3,5% der Entschädigungssumme. Ich nahm den Rat des Vetters an und stellte jenem Rechtsanwalt eine Vollmacht aus. In der Tat erhielt ich nach relativ kurzer Zeit eine Entschädigungszahlung. Die Summe war nicht besonders hoch und stand in keinem Verhältnis zu dem, was ich verloren hatte, doch sie reichte aus, um für 25.000 Lirot eine neue Wohnung in der Bet-El-Straße in Haifa zu kaufen. Außer dieser einmaligen Zahlung erhielt ich eine Rente und erhalte sie bis heute. Sie ist allerdings so gering, dass man von ihr nicht leben kann, doch das liegt daran, dass ich die Entschädigungssumme angenommen habe.

Eine besondere Kindheitserinnerung ist mir geblieben. Vater trichterte mir die Adressen der Geschäftsleute ein, mit denen er Handel trieb und bei denen er Warenlager unterhielt. Damals war es den Juden schon verboten, überhaupt Warenlager zu besitzen. Auch die Nummern unserer Bankkonten und die Namen und Adressen unserer Rechtsanwälte kannte ich auswendig. Jeden Abend deklamierte ich diese Einzelheiten für Vater, und ich konnte sie jederzeit aus dem Gedächtnis hervorsprudeln.

Als ich nach dem Krieg das erste Mal in einem Büro saß, das sich mit den Reparationszahlungen aus Deutschland befasste, fragte mich der Angestellte: „Wissen Sie etwas über den Geschäftsumfang Ihres Vaters?“

„Wenn ich Ihnen das alles auswendig aufsage, werden Sie mir sicher nicht glauben“, gab ich zurück. Darauf erwiderte der Angestellte, er sei es gewohnt, dass Leute kämen und ihm von übertrieben weitverzweigten Geschäften erzählten. Deswegen würde er den mündlichen Daten nicht immer Glauben schenken.

„Ich habe nie behauptet, dass wir reiche Leute waren und werde es auch niemals tun. Wohl kenne ich den Umfang der Geschäfte meines Vaters bis in jede Einzelheit, aber das Geld meiner Eltern habe ich niemals gezählt.“

Ich beriet mich mit dem deutschen Rechtsanwalt auch wegen der Reklamation unserer Leipziger Wohnung. Er wunderte sich sehr über mein gutes Gedächtnis, meinte aber, wir sollten erst einmal die Reparationszahlung regeln und anschließend den Besitz zurückfordern. Am Ende gab ich den Kamp auf. Einerseits war ich nicht sicher, dass man mir glauben würde, zweitens erkannte ich, dass die Chancen einer Rückerstattung gering waren, und drittens erkrankte ich in jener Zeit und hatte einfach nicht die Kraft, einen solchen Rechtsstreit durchzustehen.

Immerhin waren Markus und ich nun in der Lage, eine neue Wohnung zu kaufen, und erfuhren endlich die ruhige Zufriedenheit, nach der wir strebten. Ich unterzog mich einer Umschulung und wurde Seniorenpflegerin. Der Abschied von den Kleinen, die ich betreut hatte, fiel mir nicht leicht, doch ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass ich meine Zuneigung auch in Zukunft an Menschen weitergeben würde, die ihrer bedurften. Ich besuchte eine Reihe von Senioren in ihren Wohnungen und half ihnen, wo immer es nötig war.

Meine Schwester Fanny, die seit 1939 im Land war, hatte sich gut integriert. Sie nahm alle möglichen Gelegenheitsarbeiten an, in erster Linie als Kellnerin in Cafés. Sie heiratete Zwi Steinweg, einen jungen Mann, den sie in Deutschland noch vor ihrer Auswanderung in der zionistischen Bewegung „Ha-Bonim“ kennengelernt hatte. Den jüdischen Gesetzen zufolge galt ihr Mann nicht als Jude, weil seine Mutter Christin war. Die Familie Steinweg stammte, wie wir, aus Leipzig. Sie war bereits vor Kriegsausbruch nach Palästina eingewandert und hatte sich in Migdal niedergelassen.

Fanny und Zwi trafen sich im Land wieder und unterhielten einen freundschaftlichen Kontakt. Die Mutter des jungen Mannes hatte Fanny sehr gern und zeigte es ihr auch. Sie sagte sogar, sie würde sich eine Schwiegertochter wie Fanny wünschen. Dann lernte Zwi Steinweg eine andere junge Frau kennen und heiratete sie. Das Paar lebte im Kibbuz Maoz Chaim und bekam zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. Einige Jahre später erneuerte Zwi die Verbindung mit Fanny und lies sich von seiner Frau scheiden. Die Tochter blieb bei der Mutter, der Sohn ging mit Zwi. Nachdem die Scheidung vollzogen war, machte er Fanny einen Heiratsantrag und Fanny stimmte zu. Meine Schwester war bereit, Zwis ersten Sohn aufzunehmen, und nachdem auch Fanny von Zwi zwei Kinder gebar, wurden sie zu einer Familie mit drei Kindern.

Das Leben meinte es gut mit ihnen, bis sie im Jahr 1958 in eine Krise gerieten. Zwi beschloss, dem Land den Rücken zu kehren und mit seiner Familie nach Deutschland zu gehen. Fanny versuchte vergeblich, ihn davon abzuhalten. Da Fanny nicht zu überzeugen war, zog Zwi nach Deutschland zurück. Fanny blieb mit den drei Kindern in dem gemeinsamen Haus im Jerusalemer Viertel Makor Chaim. Vergeblich bat Zwi Fanny, das Haus zu verkaufen und ihm mit den drei Kindern zu folgen, vergeblich flehte Fanny ihren Mann an, zurückzukommen.

Fanny kam oft ratsuchend zu mir. Was sollte sie tun? Ich war und bin der Meinung, dass Juden nach allem, was ihnen dort angetan wurde, in Deutschland nichts mehr zu suchen haben. Fanny erklärte, ihr bliebe keine Wahl, ihr Mann wolle mit seiner Familie in Deutschland leben und sie sei bereit, nachzugeben, damit die Familie zusammenblieb. Sie machte eine schwere Zeit durch, bis sie 1959, ein Jahr nachdem er Israel verlassen hatte, das Haus mit dem großen Grundstück verkauft hatte und ihrem Mann folgte. Er verdiente gut und die Familie wohnte in einer schönen großen Wohnung.

Zwi betrieb in Deutschland eine chemische Reinigung und beschäftigte eine deutsche Angestellte. Meine Schwester musste entdecken, dass die beiden ein Verhältnis hatten. Fanny verließ ihren Mann und reichte die Scheidung ein. Es dauerte etliche Jahre, bis Zwi bereit war, ihr den Scheidungsbrief zu geben. Fanny starb in Deutschland und wurde in Israel begraben. Zwi erkrankte schwer, und seine Freundin pflegte ihn. Ich hörte, dass die beiden am Ende geheiratet haben.

Zu Zwis Gunsten sei gesagt, dass er auch nach seiner Remigration die Verbindung zu seiner geschiedenen Frau und seiner Tochter aufrechterhielt. Bei diesen Gelegenheiten besuchte er auch uns. Ich erinnere mich, dass er einmal kurz nach seiner Scheidung von Fanny zu uns kam und ich ihn schalt: „Wie kannst du es wagen, dich hier blicken zu lassen, nach allem, was du Fanny angetan hast!“ Die Antwort kam prompt: „Ich habe mich von Fanny scheiden lassen, aber nicht von ihrer Familie!“ Bei jenem Besuch fragte ich ihn auch, was ihn seinerzeit bewogen habe, Fanny zurückzulassen und allein nach Deutschland zu gehen. Er erzählte mir, er hätte das aus zwei Gründen getan. Erstens beruhte seine Entscheidung auf der Tatsache, dass die bundesdeutsche Regierung allen aus Deutschland vertriebenen Juden, die zurückkehrten, ein Empfangsgeld von sechstausend

Mark zahlte. Er wollte sich mit dieser Summe eine neue Existenz aufbauen, insbesondere, da er meinte, in Israel alle geschäftlichen Möglichkeiten ausgeschöpft zu haben. Der zweite Grund hatte mit dem Viertel zu tun, in dem seine Wohnung lag. Die Stadtverwaltung hatte viele Einwanderer aus Nordafrika dort einquartiert, wodurch der Wert des Hauses zu sinken drohte. Außerdem wollte Zwi nicht in der Nachbarschaft der Einwanderer leben. Er befürchtete, seine Kinder könnten sich mit ihnen anfreunden oder sogar verheiraten. Das empörte mich: „Deine Kinder sollen also keine Einwanderer aus Nordafrika heiraten, dabei sind die doch Juden wie wir. In Deutschland aber werden sich deine Kinder mit Nichtjuden verheiraten, und das findest du in Ordnung?“ Ich sollte Recht behalten, Zwis Sohn ehelichte eine nichtjüdische Deutsche.

Seit meiner Ankunft im Land habe ich mich fortwährend bemüht, Hebräisch zu lernen und die Thora zu verstehen. Später halfen meine Kinder mir auf beiden Gebieten. Ich tat alles, um mir in Israel ein Leben aufzubauen. Eine der ersten Entscheidungen, die ich traf, lautete: Ich will leben! Ich will leben und selbst eine Familie gründen. In Anbetracht der Verluste, die ich erlitten hatte, versuchte ich, mich durch die Gründung einer Familie zu heilen, das war der einzige Weg, den ich kannte. Ich unterließ keine Anstrengung, um meinen Kindern zu geben, was ich nicht gehabt hatte. Ich hatte das Glück, einen besonderen Mann zu finden, der mir ein wirklicher Freund war. In der ersten Zeit unseres Zusammenlebens gönnten wir uns in jedem Jahr einen Urlaub im Land. Es gibt wohl kaum einen Platz in Israel, den wir unseren Kindern nicht gezeigt haben. Als sich unsere wirtschaftliche Lage besserte, begannen wir, auch Reisen ins Ausland zu unternehmen und haben viele Länder besucht.

Ich bestand darauf, die Entschädigungssumme, die ich für meine Zeit im Lager erhielt, nicht in die Wohnung zu

stecken, sondern das Geld für Urlaubsreisen in aller Herren Länder zu verwenden. Mein Mann versuchte manchmal, mich umzustimmen, weil uns noch das eine oder andere in der Wohnung fehlte. Doch ich wollte dieses Geld nicht für Dinge verwenden, die mich ständig an die Zeit im Lager erinnern würden. Wir machten also viele Reisen, und es gibt wohl kaum einen Ort, den wir nicht gesehen haben. Hat das Geld das Leid aufgewogen? Keineswegs.

Ich sprach nicht viel darüber, doch das Leben in den Konzentrationslagern hatte mir körperliche und seelische Wunden geschlagen. Keine Reparationszahlung kann solche Verluste und solches Leid heilen. Die Familienausflüge erlaubten mir, für eine Weile nicht an jene Zeit zu denken. Manchmal gelang es mir sogar, sie kurz zu vergessen. Doch sie auszulöschen, ist unmöglich. Aus Auschwitz-Birkenau, aus Bergen-Belsen, aus Buchenwald bin ich zwar äußerlich entkommen, doch die Erlebnisse stecken für immer in mir. Das ist niemals wieder gutzumachen, und einen Trost gibt es nicht.

In meiner Kindheit und Jugend, in der Zeit also, in der sich das Leben eines Menschen formt, kamen die Nazis an die Macht. Dieses böse Regime machte mit unserer Familie und mir, was es wollte. Ich war acht, als die Verfolgung der Juden begann, und achtzehn, als wir befreit wurden. Diese zehn Jahre haben für mich eine Ewigkeit gedauert. Eine fremde Macht diktierte mir mein Leben und nahm mir jede Möglichkeit der Mitsprache. Nach dem Krieg gab man mir mein Leben zurück, doch es war beschädigt. Ich lebte mit dem Schatten des Todes. Wie sollte ich den Verlust meiner Familie jemals verkraften?

Wenn es hieß, dass wir aus dem Staub auferstanden, um eine Familie zu gründen, ein Heim zu finden und den Staat aufzubauen, dann waren das für mich niemals nur Worte, es waren meine ganz konkreten Ziele. Ich bin aus dem Staub auferstanden, habe mein Leben wieder aufgenommen, eine

Familie gegründet und mich am Aufbau des Staates beteiligt. Wenn ich heute zurückblicke, kann ich kaum glauben, was aus der Achtjährigen geworden ist, die Hitler 1933 in Leipzig die Hand drückte. Die Existenz meiner Familie ist der größte Sieg, den ich errungen habe.

Was ich vom heutigen Deutschland halte, habe ich unter anderem in den Zeilen ausgedrückt, in denen ich den Weg meiner Schwester Fanny beschreibe. Ich selbst hatte beschlossen, nie mehr deutschen Boden zu betreten. Für mich war deutsche Erde verfluchte Erde. Ich hielt das deutsche Volk verantwortlich für das, was mir und meiner Familie und allen Juden in der Schoa widerfahren war. Auch nach Polen wollte ich nie wieder reisen. Zwar hegte ich den Polen gegenüber keinen Groll, doch fehlte mir die Kraft, die Orte zu besuchen, an denen ich meine Familie verlor und Höllenqualen ausstehen musste.

Auf einer unserer Europareisen nahmen Marcus und ich unsere Tochter Meira und ihren Mann Uri mit. Während dieser Reise fragte meine Tochter mich unvermittelt nach meinen Erlebnissen während der Schoa. Darüber hatte ich bis dahin mit meinen Kindern nie gesprochen. Zunächst versuchte ich auszuweichen, doch Meira blieb beharrlich und erklärte, sie sei schließlich schon verheiratet und jetzt wirklich erwachsen genug dafür. Ich berichtete in großen Zügen, ohne auf Einzelheiten einzugehen.

„Mutter, warum hast du nie davon gesprochen?“, fragte Meira. „Ich wollte es, aber etwas in meinem Innen hat mich davon zurückgehalten … der einzige, der alles wusste, ist euer Vater. Vor ihm habe ich nichts verborgen.“

Mehr Einblicke in die dunkelsten Jahre meines Lebens wollte ich ihr nicht geben, schon gar nicht mitten auf einer Ferienreise in Europa.

Dass ich meinen Mann vor unserer Hochzeit in alles eingeweiht hatte, habe ich schon berichtet. Markus hat das sehr zu

schätzen gewusst. Wahrscheinlich erzählte er seiner Mutter davon und deswegen war sie gegen unsere Verbindung. Ich nehme es ihr nicht übel, ja, ich kann es sogar verstehen, eine Mutter will eben das Beste für ihr Kind. Mein Mann wusste alles über mich und wollte mich dennoch heiraten. Unsere Liebe überwand alle Hindernisse. Markus starb am 16. Juli 2006. Ich verlor nicht nur meinen Ehemann, den Vater meiner Kinder, sondern meinen besten Freund, der mir in allem zur Seite stand. Seit seinem Fortgang ist mein Leben nicht mehr, was es war.

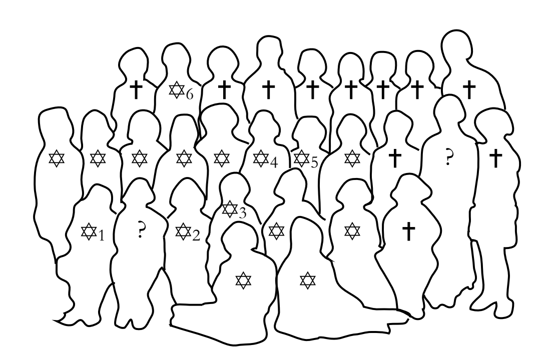
Heute betrachte ich meine Kinder, Enkelkinder und Urenkel und darf mit Stolz auf unser Eheleben zurückblicken. In diesem Buch habe ich mich bemüht, meine Geschichte aufzuschreiben. Es ist nicht nur die Geschichte der Sara Holzer, es ist die Geschichte einer Epoche, einer dunklen Epoche in der Chronik des jüdischen Volkes, dem es nach der Schoa gelang, einen Staat zu gründen, in dem es nun in Sicherheit zu leben versucht. Ich war Teil der jüdischen Geschichte. Heute wünsche ich mir nur eines: Dass der viel beschworene Frieden endlich Einzug hält und wir in unserem Land in sicheren Grenzen leben können.



Leipzig 1931. Ich, am ersten Schultag in der Volksschule 32.



Leipzig 1932. Die erste Klasse der Volksschule 32, einer christlichen Schule. Ich erinnere mich an die Namen von fünf jüdischen Mitschülerinnen. Regina Ober (1), Klara Neufeld (2), Ruth Platzitzky (3), Sara Landsberg (5), Ida Solinger (5), Edith Stimmler (6).





Leipzig 1931. Vater Abraham Landsberg, 38, ein Salonkommunist. Mutter Golda Landsberg-Berger, 40, verteilte Essen an Bedürftige.



*Leipzig, 1. Mai 1936.
Bar-Mitzwa meines Bruders Jakob Landsberg in der Reformsynagoge in der Gottsched-Straße.
Vaters Bruder Alter (Abraham)*



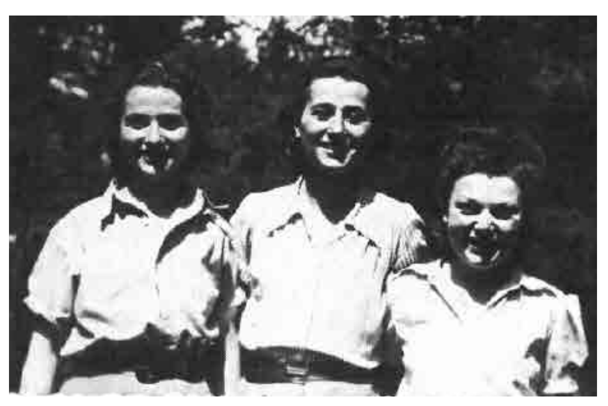
Mutters Nichte Sara, die Tochter von Mutters Bruder Schai Berger, geboren am 16.12.1937 in Bedzin, umgekommen in Auschwitz-Birkenau.



*Landsberg, Polen,
geboren 1914, gestorben ?
Vater wollte, dass er meine Schwester Fanny heiratete.*



Bedzin, 1938. Im Komitee, dem Empfangslager im Haus der jüdischen Gemeinde in der Kohlentier-Straße. Oben (+) mein Bruder Jakob, unten (+) meine Mutter Golda Landsberg.
Bergen-Belsen, Mai 1945. Meine Freundinnen aus dem



Orchester Birkenau (v.l.n.r.): die Französin, Renate Lasko, Anita Lasko (heiratete später Vilpish, einen bekannten englischen Pianisten).



Kibbuz Buchenwald Juni 1945, Empfang für die Rabbiner Schecter und Markus sowie für die Vertreter des Joint. Ich sitze neben einem amerikanischen Soldaten, der mich heiraten wollte. Die Gruppe um mich herum fuhr geschlossen nach Marseille.



Marseille, Juli 1945.
Im Übergangslager mit amerikanischen Soldaten.



Mit Freunden im Lager von Marseille (v.l.n.r.)
Hanna, unbekannt, ich, Eisik, Dora



סו

לשנה טובה ומבורכת

על סף הארץ
ציון הלא תשאלי לשלום אסיריך

An Bord der Mataroa, 16. Juli 1945. Moritz und ich erreichen das gelobte Land. Die Überlebenden machten aus diesem Foto eine Neujahrsgrußkarte.



Auffanglager Atlit, Juli 1945.
Ein Bekannter, der mit uns auf der
Mataroa gereist war.



Familie Hornowitz, Freunde unserer Eltern, mit Fanny (rechts) in Palästina. Sie hatten Leipzig 1936 verlassen und wohnten in Ramat Jitzchak. Sie hatten angeboten, mich mitzunehmen, doch Mutter erlaubte es nicht.



15. Haifa, 1945. Fanny, Moritz und ich (v.r.n.l.) in der Aviv-Straße auf dem Karmel.



Im Kibbutz Nezer Sereni, 1946. Aharon, seine Frau Hanneke, Siva mit ihrem Sohn Jakob, ich, Hilde und ihr Sohn Amnon, …? Die Frauen waren mit mir in Birkenau. Hanneke arbeitete im Revier und betreute Siva. Hilde spielte im Orchester in Birkenau. Siva war im Strafkommando SK. Wir fuhren gemeinsam im Zug nach Bergen-Belsen.



In der Gegend von Nethanja, 1948?.
Moritz dient in der israelischen Armee.





Haifa, Kinneretstraße 4, 3.7.1947. Markus und ich heiraten auf dem Dach des Hauses, in dem wir mit dem Ehepaar Zweig wohnten.



19. Haifa, 21.1.1950. Markus und ich.



20. Leipzig 1997. Markus und ich mit unseren drei Kindern, Nurit, Meira und Ygal.


Dienstag, 126/23
3. Juni 1997, 60 Pf

Bild

UNABHÄNGIG · ÜBERPARTEILICH

LEIPZIG

Sarah Holzer „Nur eine Nummer am Arm ist mir geblieben“

52017. Diese Nummer wird Sarah Holzer (71) nie vergessen. Denn sie steht auf ihrem Unterarm. SS-Leute haben sie ihr als Kind dorthin tätowiert. Im KZ Birkenau.

„Damals, in den 30er Jahren, habe ich nicht geahnt, wie schlimm es um uns Juden stand“, erzählt sie heute. „Gut, es gab Bänke, die für Juden verboten waren. Cafés, in die wir nicht rein durften. Aber ich war doch noch ein Kind. Und ich liebte die Stadt. Den Schwanenteich, die tollen Geschäfte am Brühl...“

Doch dann kam dieser Donnerstag, an dem alles anders wurde. Es war der 28. Oktober 1938. „Wir wurden im Nachthemd auf die Straße getrieben und in Bahnwoggons verladen.“ Endstation Polen.

Sarahs Eltern wurden wenig später in Auschwitz ermordet. Sie selbst kam nach Birkenau. Und 1945 mit dem ersten Kindertransport nach Israel.

Jetzt ist sie das 1. Mal wieder in Leipzig. Mit ihrem Mann und den drei Kindern. „Ich habe alles sofort wiedererkannt“, sagt Sarah Holzer. „Ich habe geweint. Wie damals.“


Sarah Holzer

Lieber Moritz!
Du wirst Dich wundern nach 2 Jährigen abschiednehmen jetzt auf ein: mal ein Schwester wieder zufinden, doch leider ohne Mutter und Vater, Moritz glaub mir es ist nicht sehr angenehm noch einmal an all unsere leiden errinnert zu werden, zumal erst heute da der Krieg sein ende genommen hat und wir zum bewust sein gekommen sind, was heißt eigendlich ohne Eltern und wir zerstreut auf ganzer Erde zu sein, Lieber Moritz ich bin schon 2 Jahre dazu vor= bereitet gewessen, aber ich glaube für Dich wird es ein großer Schlag sein Doch Du mußt standhaft sein wir sind doch nicht die einzigen die ein so großes Leid getroffen hat, Mill. Juden tragen im Herzen das selbe leid, und suchen um zu finden. Ich und Du wir sind schon unter den glückli= chen die wir uns aneinander gefunden habe. Die hoffnung gib nicht

auf. Vielleicht wird uns das Glück beschärt sein, daß wir Jack treffen sollen. Nun von Fanni ist keine rede.
Lieber Moritz, hast Du in der ganzen Zeit von Jack Post bekommen?
Ich, wie Du weißt bin in Auschwitz gewesen, darüber werde ich dir erst spät mündlich alles erzählen.

Ich will mich ganz kurz fassen wenn es Dir möglich ist dann komm nach Bergen, denn ich will in kurzer Zeit weiter gehen. Also verbleibt gesundt gib mir so bald wie möglich nachricht

Es grüßt Dich und küsst Dich
Deine Schwester
Pippe Sara.

N.B. Moritz wenn es Dir möglich ist und die jenigen Leute einmal getroffen hast die ich Dir angeben, dann gib mir sofort nachricht, denn ich lebe mit diese Mädels zu sammen und sie suchen ihre nächsten.



Das vorliegende Buch erzählt nicht nur meine persönliche Geschichte, es erzählt die Geschichte meiner Familie, einer Familie von vielen, deren Leben die Schoa zerstört hat. Ich gehörte einer glücklichen Familie an, bis die Deutschen uns aus dem Schlaf rissen und meine Welt über Nacht zusammenbrach. Die Schoa des jüdischen Volkes war auch die Schoa meiner Familie. Ich trage in mir eine unheilbare Wunde.

Sara (Landsberg) Holzer



Die Zahl, die mir das Leben rettete

SARA HOLZER